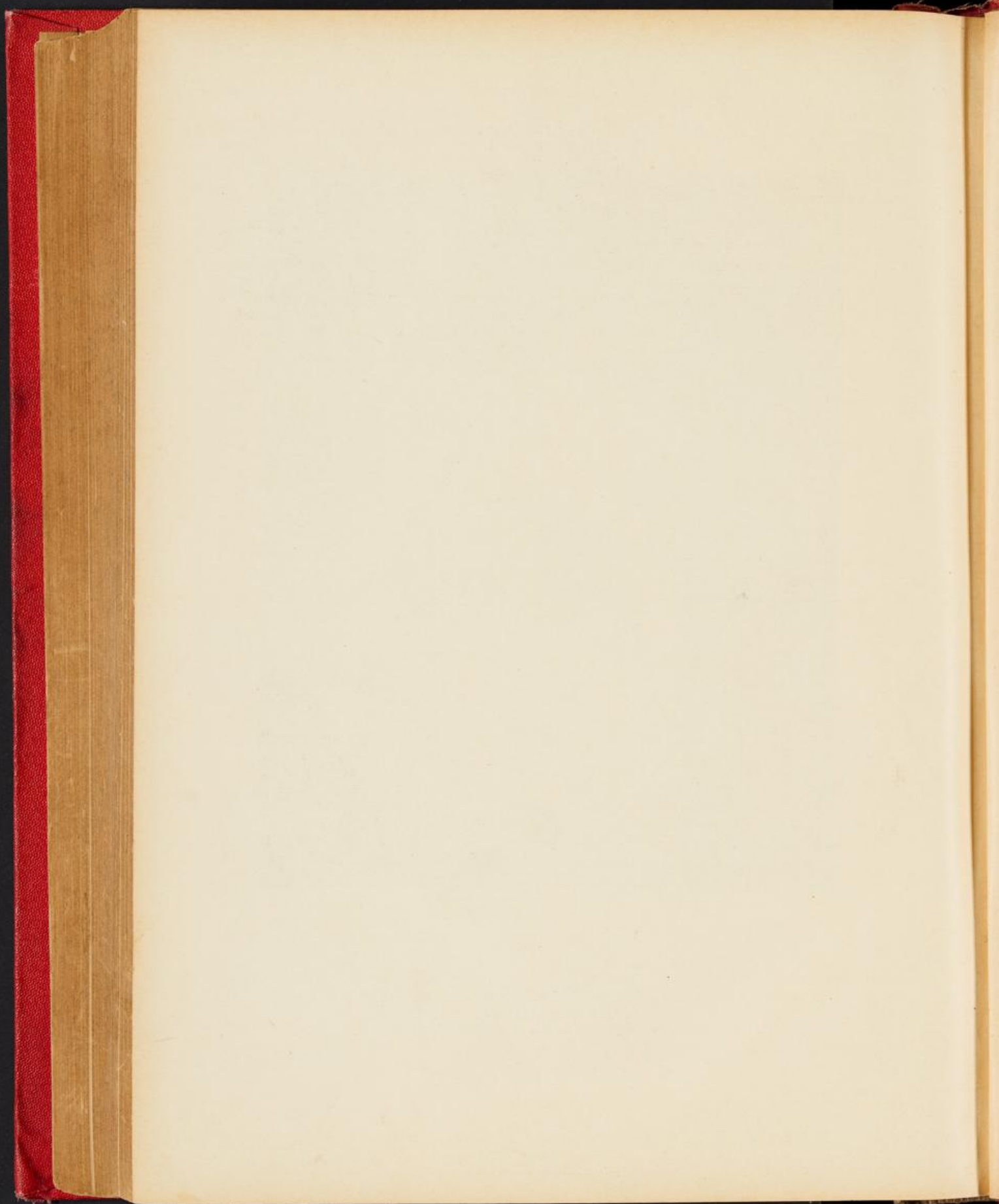




Studienkopf  
von f. A. Kaulbach.

Lichtdruck v. Kiewler u. Jonas, Dresden.





## Ihr Geheimniß.

Novelle von C. Boeller-Tivulheart.

(Schluß.)

Herr des Himmels, haben Sie sich verbarrikadirt! Was treiben Sie denn da Fräulein Schmachthahn? Pythia? — Sie haben wohl den ganzen Droguenvorrath von Carbol und Desinficirmitteln in ganz Berlin aufgekauft? — Das ist ja eine Lust zum krankwerden, wenn man es vorher nicht schon war. In Ihrer Stelle hätte ich lieber gleich den Waschkessel zum Räuchern über die Spiritusflamme gehängt. O mein Gott, mein Gott, wie groß ist Dein Thiergarten!" Er schlug sich pathetisch mit der flachen Hand vor die Stirn. „Sehen Sie, Schwester Caritas, wie nothwendig es war, daß ich Sie heute Nacht noch hierher brachte? Möchte darauf wetten, daß Madame Bantier wieder mutterseelenallein liegt. Diese Hasenseele muß ja alle Viertelstunde hinaus laufen, um sich zu desinficiren; glaubt ja von einem Sylvester zum andern, daß nun das letzte Stündlein geschlagen, und lebt nun trotz aller Todesahnungen an die zehn Jahre munter fort. O über den dummen Aberglauben, den dummen Aberglauben!"

Das gescholtene Gesellschaftsfräulein setzte mit zerknirschter Armsündermiene den Räucherfessel von der Spiritusflamme herunter, pustete sie mit geblähten Backen aus und ging den Ankömmlingen durch eine ganze Reihe mit gediegener Behaglichkeit ausgestatteter Zimmer voraus, bis sie die Portiären zu einem geräumigen Schlafzimmer für Beide zurück-

hielt. Die fahlblonden dünnen Ohrenscheitel schimmerten dabei noch heller, und die etwas große rubinrothe Nase von Fräulein Schmachthahn trat in beste Beleuchtung.

„Wer ist da?“ fragte eine schwache Stimme hinter der reichen Bettgarnitur hervor.

„Der kleine Lange und seine lange Assistentin,“ kam die muntere Antwort und darauf ein mattgehauchtes:

„Gott sei Dank!“

„Ja, Gott sei Dank!“ sagte auch innerlich der Geheimrath. Der Zustand hatte sich unerwartet verschlimmert. Hier war keine Zeit zu verlieren. Hier mußten energische Mittel angewandt werden, und nur die sorgfältigste Pflege, das Ueberwachen jeder leisesten Veränderung, die strengste Anwendung der verordneten und durch die geweckten Dienstboten schnell herbeigeschafften Mittel, konnten hier noch Aussicht auf Rettung geben.

„Ein sehr böser Fall und so schnell und acut aufgetreten, wie's selten vorkommt. Das Leben der armen Frau ist in Ihre Hände gegeben. Ich brauche Sie ja nicht zur Pünktlichkeit zu ermahnen,“ sprach er sehr ernst, „Sie sind diese selbst. Ich habe dem Sohn telegraphirt, aber er kann günstigsten Falls morgen Abend erst hier sein. — Bis dahin ist wohl Alles längst entschieden. Lassen Sie mir den Schmachtlappen — wollte sagen Schmachts-

hahn — nicht mehr ins Krankenzimmer; mit ihrem Lamentiren und Geheul regt sie uns die Kranke nur auf. Alle Viertelstunden frische Eiscompressen — besser, Sie stellen sich die Schüssel in das ungeheizte Zimmer nebenan; will Ihnen gleich Licht hinein besorgen lassen. Alles Andere wissen Sie — verändert sich was, gleich rufen lassen, sonst bin ich gleich nach der Sprechstunde morgen hier. — Gute Nacht.“

Er stülpte sich den Hut auf. — Schwester Caritas ging zurück ins Krankenzimmer an ihren Wärdterposten. Die Stunden der Nacht verrannen. Kein Schlaf kam in ihre Augen. Aus dankbaren Augen blickte die Kranke nach jeder neuen Erleichterung zu ihr auf.

„Wie gut und sanft Sie sind,“ murmelte sie ein paar Mal zwischen Wachen und Schlafen.

Dämmerig erhellte die Nachtlampe das große angrenzende Zimmer, in das die Eisschale gestellt war. Es mußte ein großes hohes Herrenzimmer mit antik geschnitzten Eichenmöbeln sein, so viel die Umrisse desselben erkennen ließen. Der Lichtreflex am Plafond zeigte dunkelgebeizte Paneelungen mit fußlang herabgesenkten Holzspitzen. Der Fuß glitt über dicken weichen Smyrnatteppich hin, als Schwester Caritas ab und zu ging. Aus dem Dunkel tauchten vom Eckbrett der Gesimssofhas schwere Hümpen und Delfter Krüge auf. In den Bügelscheiben des Berliner Fensters und den grünen Rachein des altdeutschen Ofens spiegelte sich das Flämmchen. Es schien eine jener altdeutschn modernen Einrichtungen, das weite Herren- oder war es ein Studierzimmer? — zu füllen, wie es jetzt Styl ist. Schwester Caritas dachte sicher nicht darüber nach, als sie jetzt wohl zum sechzehnten Male die eisgekühlte Compressse ausdrücken wollte. Das Flämmchen der Nachtlampe auf dem großen tuchbeslagenen Tisch fing dabei gerade an zu knistern und flackern. Schwester Caritas zog eine Haarnadel unter der Haube vor, um es ein wenig höher zu ziehen, dabei verlor der Schwemmer das Gleichgewicht, tauchte in die Delfluth und das Flämmchen verlöschte.

Mit der flachen Hand tastete sie nun auf der Tuchplatte umher; durch den Thürspalt drang gerade Licht genug hindurch, um einen Bronceleuchter mit Kerze darauf erkennen zu lassen, sicher fand sich auch Feuerzeug in der Nähe, und richtig, da stießen ihre Finger schon daran, aber nicht eher, als bis sie ein Buch, daß daneben gelegen haben mochte, mit dem Ärmel heruntergesetzt hatte.

Nun flackerte Licht auf, sie bückte sich nach dem Buch, das an einer oft gelesenen Stelle sich aufgeschlagen hatte. Unwillkürlich sah sie darauf hin. Es waren Verse. Ein unterdrückter Laut flog von ihren Lippen, sie war geisterbleich, als sie sich wieder aufrichtete.

„Mich fasset dann ein heimlich Grauen an,  
Wie uns im Wald befällt ein leises Zagen  
Ein Kreuz zu sehen, wo den Wandersmann  
Des Räubers unheilvolle Faust erschlagen.  
So dünkt mich oft Dein Haupt ein Leichenstein,  
Dem nicht der Kranz des Lebens mehr beschieden,  
Der nur bestimmt, ein stilles Mal zu sein,  
Wo man erschlug den schönen Seelenfrieden!“ —

„Den Seelenfrieden,“ wiederholte sie nachdenklich — ein sonderbares Lächeln umschwebte ihre Lippen. Sachte klappte sie das Buch zu, nahm die Kerze in die Hand, schritt auf den Spiegel zu, der geheimnißvoll aus dem Dunkel des Hintergrundes hervorleuchtete, hielt das Licht hoch und betrachtete ihr Spiegelbild mit Aufmerksamkeit. Hatte die barmherzige Schwester eine letzte Eitelkeitsanwendung oder wollte sie nur erforschen, ob das schöne bleiche Haupt da, im Rahmen der schlichten atlasglänzenden Scheitel und des weißen Häubchens noch immer: ein stilles Mal sei, des erschlagenen Seelenfriedens?

Gott sei Dank, nein! Die zum Frieden gekommene Seele spiegelte sich auch auf dem milden Madonnenantlitz von Sybille Werder — Schwester Caritas.

Der schmerzliche verschlossene Zug um die Lippen war fort, das einstens nervös unruhige Auge blickte klar, fast freudig in die Welt, der Mund hatte ganz und gar jenes schmerzreiche Lächeln verloren, das durch die Seele schnitt und sie dahin wandeln ließ, ein lebendiges Geheimniß unter frohen Menschen. Eine wehmüthig freudige Resignation lag auf ihrem ganzen Wesen. Wohl war ihr der Kranz des Lebens kaum mehr beschieden, aber die Friedenspalme war unveränderlich ihr eigen.

Ein leiser Ruf der Kranken gemahnte sie an ihre Pflicht. Sie drückte die Compressen aus und legte sie mit linder Hand, das schwere Haupt behutsam hoch hebend, um den Hals. Ein dankbarer Blick aus sanften Augen lohnte ihr.

„O, Schwester,“ seufzte die Matrone erleichtert, „wenn man so schonende Hände doch immer um sich haben könnte. Die Schmachthahn hat mich fast umgebracht mit ihrer Angst, ihrem Geweine und ihren Quälereien, die sie Pflege nannte. Ich fühle, wenn Gott mir ein längeres Leben beschieden, habe ich es Ihrer rastlosen Unermüdllichkeit zu danken. — O Schwester, Sie sind ein Engel auf Erden.“

Das war Schwester Caritas zweite Weihnachtsbescheerung. Mit einem seligen Lächeln auf den Lippen saß sie neben dem Bett und hielt die fiebernde Hand der Kranken die vielen Stunden hindurch. Es war, als ströme der tiefe Frieden ihres Wesens gleichsam beruhigend auf die vorher so erregte Patientin über.

Geheimrath Lange machte ein sehr zufriedenes Gesicht, als er in aller Frühe einrückte. „Sie haben Wunder gethan, Schwester Caritas,“ nickte er vergnügt. „Ich glaube, wir sind über den Berg. Ein paar Stunden noch der sorgsamten Pflege, um die Kräfte zurück zu bringen, und wir dürfen auf unseren Lorbeeren ruhen. Gott sei Dank, am Abend werd' ich die schwere Verantwortung überhaupt los, da rückt Der ein, der uns Allen als Autorität in so schweren Fällen sonst galt. Zammerschade, daß Ihr Sohn die Praxis ganz an den Nagel gehängt, ich habe kaum je einen genialeren Diagnostiker kennen gelernt. Er hat aber Recht; er kann der Menschheit ungleich mehr nützen, indem er der Wurzel aller Uebel nachspürt und sie wissenschaftlich ergründet. Nun, meine charmante Madame Vautier, was haben Sie uns da zu Weihnachten aufgetischt und nun schlagen Sie, oppositionell, wie Sie immer sind, den Todesahnungen der guten Schmachthahn doch ein Schnippchen, die Hunde heulen und den Todtenwurm picken hörte und tausend Eide schwur, daß es hier einen Leichenschmaus vor Neujahr gäbe, — und empfangen Ihre alten Freunde in höchst leiblicher Liebenswürdigkeit am Sylvester zu den berühmten Karpfen. Wer wird nun für das nächste Jahr von unserer Hellscherin aufgeschrieben? Da Sie Alle Trost geboten, werde ich wohl an die Reihe kommen, sie müßte denn noch ein fürchterliches Attentat auf meine Freiheit als einzigen Candidaten haben, denn von des Hausgenossen Annahmbarkeit wird sie sich nachgerade wohl überzeugt haben — bei dem ist Hopfen und Malz verloren! — Oder hat die persönliche Pathenschaft bei dem kleinen Engländer jetzt so anreizend gewirkt, — daß — Sie lachen, Verehrteste, hm, hm! — Sie wollen wohl nicht vorzeitig aus der Schule plaudern und halten eine Neujahrsüberraschung bereit? Ich wüßte nicht, was den bösen Deserteur so lange sonst in dem Nebellande festhalten sollte.“

Der heitere Ton wirkte ansteckend. Es war das Universalmittel des vielbeliebten Arztes, mit dem er jede Hoffnungslosigkeit aus den Krankenzimmer zu vertreiben pflegte. Seine Neckereien riesen selbst ein schwaches Lächeln auf Schwester Caritas ernstes Gesicht und ein jungfräuliches Erglücken in die etwas bläulichröthliche Farbe von Fräulein Schmachthahn, als sie ihm das Geleite bis zur Entreehür gab und sich dann resolut daran machte, die traurig unterbrochenen Festvorbereitungen nun zu vollenden.

Der erste Festtag schwand langsam dahin. Immer hoffnungsvoller leuchtete Madame Vautiers Auge dem eifrigen Arzte bei jedem neuen Besuche entgegen, immer wärmer und begeisterter pries sie die liebevoll sorgende Umsicht der Pflegerin, immer

strahlender ward des Geheimraths kluges Gesicht nach jeder neuen Pulsprüfung.

„Nun marsch, hingelegt für ein paar Stunden, Schwester,“ commandirte er mit einer Entschiedenheit, die keinen Widerspruch aufkommen ließ. „In einer Stunde spätestens haben wir den Sohn hier, der mag dann weiter bestimmen. Einstweilen besteh' ich darauf, daß Sie sich endlich Ruhe gönnen, sonst brechen Sie mir schließlich zusammen. Vielleicht braucht man heut Nacht Ihre Kräfte noch. Die Gefahr ist vorüber; Fräulein Schmachthahn kann sich vorher in Carbol eintunken, bis an die Nasenspitze meinewegen, damit sie keine Gefahr läuft, hier ein paar Stunden Wache zu halten. Ich schlage vor, Sie legen sich da nebenan auf das breite Canapee, damit Sie nöthigenfalls zur Hand sind, wenn man Sie rufen möchte, Schwester Caritas.“

„Ja bitte, bitte, ruhen Sie,“ bat dringlich auch die Kranke. „Ich schlafe unter der Zeit auch. Gehen Sie, gehen Sie, Schwester.“

Sie gehorchte. Die erlahmenden Glieder, die bleischweren Lider sagten ihr, wie sehr der Körper nach diesen beiden Tagen angestrengtester Thätigkeit der Ruhe bedürfe. Die buntdurchwirkten Stores ließ sie an den Kirchenscheiben nieder, nahm ihr sauberes Häubchen von dem dunklen Scheitel und mit freundlichem Dankwort die Decke aus Fräulein Schmachthahns Händen, die mit gutmüthigem Dienstleister es ihr bequem zu machen suchte.

Sie faltete die Reisendecke auseinander und starrte sie erschrocken an.

Lächerlich! — es gab mehr Tigerdecken mit rothem Rand, als diese eine, die ihr so wohl bekannt schien. Sie war ja im Hause von Madame Vautier, in einem wildfremden Hause, wie Vieles sie hier auch gleich Altvertrautem ansieht. Aber die Gedankenverbindung schuf gar wunderbare Traumbilder, als Schwester Caritas sich da auf dem breiten Gesimssofpha gestreckt hatte und Fräulein Schmachthahn, nachdem sie die Ruhende sorglich bis zu den Schultern eingehüllt, auf leisen Sohlen hinausgeglitten war.

Sie war wieder in der Eisenbahn und durch das Klappern und Stampfen hindurch glaubte sie erst Lady Emmilys zänkischen Kinderdiskant, dann in leisem Gemurmel die wohlklingende Stimme des geliebten Freundes zu hören. Dazwischen sangen in langgezogenen Harfentönen die Meervögel von Capri so sehnsuchtsvoll, so herzbewegend, daß ihr die Brust schwoll im Abschiedsweh und die Thränen langsam unter der geschlossenen Wimper hervortropften. Dann leuchtete es um sie in der magischen Farbengluth der blauen Grotte, die Wasser regten sich um sie in sprühenden Phosphorflammen, das köstliche Element trug sie in weichem Schaufeln

und eine Hand streckte sich ihr zu. Göttlich verklärt blickte das Greisenhaupt ihres Vaters mild-lächelnd auf sie nieder und Sphärenmusik füllte in heiligem Gesang die Märchengrotte. „Heilige Nacht! Stille Nacht! Versöhnung! Versöhnung!“ jauchzten helle Engelsstimmen im Chor.

Sybille erwachte. Ueber ihrem Haupte sang ein Cello, von Meisterhand gespielt, seelenvoll in die stille Festnacht. Unten auf der Straße jubelte die Currende ihr: „Heilige Nacht, stille Nacht“ — zu den Fenstern der Reichen hinauf. Durch die bunten Fensterscheiben im Erker zitterte die Gaslaterne, rubinrothe und indigoblau farbige Streifen bis zu ihr hin und drinnen im Krankenzimmer murmelten bei halboffener Thüre die Stimmen.

Der Traum mit seinen beseligenden Gaukeleien fand die natürlichste Erklärung und doch stand Schwester Caritas Herz still in wonnigem Schreck.

Die Stimme, die wohlbekannteste Stimme! Sie rief sich die Augen. War auch die weiche wohlklingende Stimme noch Traum? — Da unterscheidet sie Worte: „Mein Mütterlein, mein herzliebendes Mütterlein, und ich mußte fern sein und einer Fremden das Liebeswerk überlassen und ihr die Erhaltung Deines kostbaren Lebens danken!“ und nun hört sie einen schnellen Schritt auf die Thür zukommen. Sie möchte empor springen, irgend wohin flüchten, wo er sie nicht finden kann, aber sie ist wie schreckgelähmt, und nicht mal aus ihrer liegenden Stellung vermag sie sich zu erheben, da er jetzt über die Schwelle schreitet, die Kerze mit der hohlen Hand beschattend, damit ihr Licht die Schläferin nicht wecke.

Auf den Fußspitzen kommt er behutsam heran, um irgend etwas auf dem Tische zu suchen, der vor dem Canapee steht; das unsichere Licht fällt nun auf die regungslose Gestalt, in die weit offenen Augen, da er theilnahmsvoll nach der Lebensretterin seiner Mutter hinblickt. Ein Schrei fliegt ihm von den Lippen, ein Schrei aus den tiefsten Tiefen der Menschenbrust heraus, sein Arm streckt sich unwillkürlich ihr zu, und er jauchzt es in stürmischer Freude: „Sybille! Sybille!“

Nun liegt er auf den Knien vor ihr und seine Arme umranken mit Inbrunst die vergeblich sich sträubende Gestalt. „Wiedergefundenes, theures, verloren gegebenes Gut, jetzt laß ich Dich nicht!“ stammelt er fassunglos vor trunkenem Glück, und dann sah er in plötzlichem Erschrecken erst ihr Ordenskleid und seine Finger berührten wie verbrannt das Kreuz an ihrer Brust.

„Sybille, Sybille, was hast Du uns gethan!“ rief er vorwurfsvoll und dann athemlos: „Auch das darf nicht zwischen uns stehen, nichts, nichts mehr! — Ich habe übermenschlich gekämpft im Verzichten,

ich kanns nicht zum zweiten Mal. Auch die Arbeit bringt das glückesdurstige Menschenherz nicht nochmals zum Schweigen.“

Sybille saß jetzt aufrecht, sie sträubte sich nicht mehr gegen die Hand, die ihre in fast schmerzhaftem Druck umklammert hielt, sie wehrte ihm nicht, als er sich jetzt an ihre Seite setzte; sie wußte, der Augenblick der Entscheidung war unwiederbringlich gekommen. Er hatte nicht überwunden in all den Jahren, es kam ein letzter schwerer Kampf.

„Die rastlose Unruhe ist doch bei mir in Schlaf gesungen,“ sprach sie mit Anstrengung. Ihre Stimme klang schwankend — unsicher, — „seitdem ich den geheimen Segen der Arbeit kennen gelernt, seit ich für Andere leben darf. Es wird für uns Beide auch keine Macht wieder ausüben, wenn — wenn wir scheiden müssen.“

„Müssen, Sybille! — wieder dieses kategorische Müssen!“

„Müssen!“ sagte sie tieftraurig.

„Dann will ich wissen warum.“

„Das sollst Du und dann — dann laß mich in Frieden ziehen.“

„Bist Du denn zufrieden, einsames Menschenherz?“ forschte er angstvoll.

Ein trübes Lächeln zitterte um ihren Mund. „Ich glaubte es bis heute,“ kam es mit versagender Stimme. „Ich glaubte mir Ruhe unter schweren Kämpfen errungen zu haben. Ein Weib, das nichts hat, als sich selbst, wird den wahren Frieden nimmer kennen lernen, der in der Aufgabe des Selbst an einen höheren Zweck liegt, wie Euch Männern ja schon jeder Beruf ihn bietet. Ich gab mich in grenzenloser Liebe der ganzen leidenden Menschheit und hoffte auf Befriedigung. Ich tauschte mich. Das junge Herz will noch ein Mehr — o mein Gott!“ Sie schlug erschüttert beide Hände vor die weinenden Augen.

„Sag' mir, was es ist, — sag' mir, was uns trennt!“

„Zur rechten Zeit und am richtigen Platz verzichten kommt uns oft unmöglich vor, wenn wir noch jung sind; und doch hab' ich es damals möglich gemacht und entschlossen für uns ein Ende machen können, um uns die freundliche Erinnerung zu retten aus den wenigen glücklichen Tagen. Auch das versagte mir das Schicksal. O Georg Lenz, ich sag' Dir nur einen einzigen Namen — und Deine Hand weist zur Thür und Du selbst wirst mich Unglückliche gehen heißen.“ Ihre Stimme senkte sich zu heiserem Klüstern: „Ich bin die Gräfin Werder von Wallhoven!“

„Großer Gott!“ Er saß wie zerschmettert da. Mit demüthig über der Brust gefalteten Händen stand sie vor ihm, in rührender Geduld seines Urtheils wartend.

Nun kamen die Worte langsam und dumpf, als ringe jeder Laut sich mühsam los, als könne er nicht fassen, daß es überhaupt möglich sei. „Die Gräfin Wallhoven? Großer Gott, die Gräfin Wallhoven!“ — Dann stand er auf, ging ohne sie anzublicken zur Thür, zog sie sachte ins Schloß, kam mit schwerem Schritt zurück, griff taumelnd nach der Tischplatte.

„Das kam unerwartet,“ sagte er mit schwerer Zunge und strich sich ein paar Mal wie geistesabwesend mit der Hand über die Stirn und sich dann zur ruhigen Höflichkeit zwingend, schob er ihr einen der tiefen Sessel zu und ließ sich wie gebrochen auf einen Stuhl fallen.

„Ich werde Ihnen unmännlich erscheinen, Gräfin. Wir sollten uns eigentlich nach diesem nichts weiter zu sagen haben, aber ich kannte Sie als Sybille — meine Sybille“ — brach es plötzlich schmerzergrißen aus ihm hervor, „ehe ich — ehe — ich der Gräfin Wallhoven gegenüberstehe. Ich kann nicht verstehen, wie — wie die Beiden zu einander gehören, wie sie eins sein können. Eine unheimliche Neugier quält mich, ich möchte in die geheimnißvolle Werkstatt blicken können, wo Himmel und Hölle zusammenschließen. Entschleierte Dich grauenhafte Sphinx — rette meinen Verstand, unheimliches Doppelwesen,“ brach er grimmig los und schüttelte ihre verschlungenen Hände in aufrausender Wuth.

Rührte ihn der flehentlich erhobene Blick, die süße Unterwürfigkeit, mit der sie sein Ungestim demüthig ertrug oder schämte er sich seiner Heftigkeit? Stöhnend ließ er ihre Hände fahren und sein Haupt sank vornüber auf die auf die Tischplatte gedrückten Hände herab.

„O Gott, Gott, Sybille, wie konntest Du mir das anthun!“ Der Zorn war gebrochen, der starke Mann ächzte das schmerzgefoltert zwischen den Händen hervor; sein ganzer Mensch war in wildem Aufruhr.

Sie saß dabei, stumm und starr wie ein Steinbild, nur aus ihren Augen rollten unaufhörlich schwere große Thränen. „Erbarmungslos hast Du an mir gehandelt,“ hub er klagend nach einer Weile wieder an. „Mit dämonischer Gewalt hast Du Dich meines ganzen Wesens bemächtigt, wo instinktiv sich doch etwas feindlich in mir gegen Deine Macht auflehnte. Du, Du warst stärker als ich und lächeltest wohl des Thoren, der sich vergeblich gegen Deinen Zauber sträubte. Weib, Weib, warum liebest Du mir nicht wenigstens die schöne Ahnungslosigkeit. O wärest Du hinter den verhüllenden Schleiern geblieben! Was reizt Du sie erbarmungslos jetzt nieder und läßt mich die gräßlich verzerrte Maske hinter dem geträumten Heiligenbilde sehen. Das Schicksal ist entseßlich

grausam — nichts von all den Illusionen läßt es, nur Enttäuschung und Verwüstung und den einzigen Glückstraum zerstört es und zerstreut ihn in alle Winde. Fahr dahin!“

Er stand auf. Die Hände auf dem Rücken gekreuzt ging er, ohne sie anzusehen, mit großen Schritten in dem Zimmer auf und nieder.

Eine gebrochene Stimme erinnerte ihn zuletzt an ihre Gegenwart.

„Leben Sie wohl,“ sagte sie schwach und tappte sich der Thür zu. Er sah, wie sie schwankte, wie mühsam sie sich aufrecht hielt. Mit einem Satz stand er zwischen ihr und der Thür. Sein Herz wallte auf in Mitleid.

„Nicht so, Sybille, — so darf unser Abschied nicht sein. Ich vergaß, was ich Dir schulde. Die Vergangenheit mit ihrem Grausen löschte ja auch die Gegenwart völlig aus. Hab' Dank, Sybille, wir sollten jetzt quitt sein. Für ein geliebtes Leben gabst Du mir ja ein theureres zurück. Die Schuld ist ausgetilgt im Buche der Vergangenheit, aber eine andere noch hast Du zu löschen, ehe Du gehst. Du hast mich bettelarm gemacht, Du hast mir den Menschenglauben zerstört und Zweifel und Mißtrauen gesäet gegen einen Jeden, dem ich künftig die Hand reichen muß. Wenn Dein Gesicht zu lügen vermag, wenn Tücke und Verbrechen hinter Deiner reinen Stirn lauern, dann giebt es nichts als Heuchler mehr. Du hast das Bild zu reinigen, das ich treu in der Seele trug. Du — Du — mit Deiner süßen Stimme, Deinen holden Augen, Du — Du mit dem hehren Adel in Wort und Blick, Du kannst das entmenschte Ungeheuer nicht sein, für das wir Dich Alle Jahre lang gehalten. Du mußt etwas sagen können, das Dich rein spricht.“

„Würden Sie mir glauben?“ sprach sie unsäglich müde, und mit festem Stolz kam die zurechtliche Antwort:

„Ja!“

Aus ihrer gebrochenen Haltung schnellte sie freudig empor, aus ihren Augen leuchtete froher Muth.

„Dank für das gute Wort, tausend, tausend Dank. O, Barmherziger, noch hast Du mich nicht verlassen! Hören Sie mich, hören Sie mich an, Georg Venz, und dann werden Sie mein milder Richter.“

„Du warst es nicht, Sybille? Man klagte Dich fälschlich an?“

Nur ein Kopfnicken, ein kleines einfaches Kopfschütteln — und er hätte ihr geglaubt, sie wäre auf immer in seiner Meinung gerettet. Kämpfte, schwankte sie nur eine Secunde? Mit stolzer Wahrhaftigkeit blickte sie ihn an, mit ehrlichem Muth sprach sie laut und deutlich:

„Ich war es!“  
Er prallte zurück. Er sank wie gemäht auf den Stuhl nieder — das hatte er nicht erwartet. —

„Sprich!“ Es war ein diktatorischer Befehl. Es überlief ihn heiß und kalt, die Farbe kam und ging in jähem Wechsel. Die Hand legte er schattend über die Augen und Sybille stand vor ihm in statuenhafter Ruhe, und die Worte flossen gleichmäßig von ihren Lippen, als ginge sie das Alles gar nichts an, als erzählte sie das tragische Schicksal eines wildfremden Menschen:

„Ich war achtzehn Jahre, und ich hatte die beste der Mütter beweint, ein langes Jahr hindurch und lebte einsam und ungeliebt auf unserer Herrschaft am Meer, als eine Weihnachtseinladung zu meinem Oheim eintraf. Beter Heinz und ich, die wir von Kindheit auf versprochen waren, sollten uns bei dieser Gelegenheit näher kennen lernen. Der Bund fürs Leben sollte wahrscheinlich erst bei seiner Mündigkeit, zwei Jahre später geschlossen werden, um den Grundbesitz der Familie beisammen zu erhalten.

Wir hatten uns gern, weder von seiner, noch von meiner Seite erhoben sich Bedenken gegen den geplanten Bund. Wir waren Beide zu unerfahren und jung, um uns klar zu werden, daß diese kameradschaftliche Sympathie nur so lange Kraft behält, bis ein stärkeres Gefühl in seine Rechte tritt. Wenige Tage später schon trat für Heinz dieser Prüfstein seiner Empfindungen in sein Leben. Mit den Freundinnen seiner Schwester kam Manon Devereux an.“

„Still!“ schreckte der Professor auf. Er hatte es ja erwarten müssen, dennoch traf es ihn wie ein Schlag ins Gesicht. „Den Namen nicht so laut,“ entschuldigte er sein aufgeregtes Wesen, „sie war meiner Mutter geliebte Verwandte, die Nichte meines Stiefvaters.“

„Und Ihre Braut!“ vervollständigte Sybille lakonisch.

Er nickte zustimmend.

„So gut wie meine Braut,“ vervollständigte er nachträglich. „Zu jung noch zu einem ausgesprochenen Verhältniß, so eine — eine haltlose Jugendschwärmerei — das ist Alles.“

„Sie war ein tanzender Sonnenstrahl, die kleine lebhaft halbfranzösische, sie bezauberte Alles, Alt und Jung, die Herzen flogen ihr entgegen. Mit ihrer kindlichen Grazie, ihrer hinreißenden Warmherzigkeit, ihrer Schönheit, Güte, ihrem unsäglichen Liebreiz, nahm sie Alle unbewußt im Sturm. Mein Vetter war wie geblendet, er sah und hörte nur Eines noch, das war sie — und ich und unser Bündniß waren vergessen.“

„Da grollten Sie und trugen es den Beiden nach, und zurückgesetzt und mißachtet, in aufrausender Eifersucht . . .“

„Mordeten Sie,“ fiel sie ihm mit unsäglicher Bitterkeit ins Wort. „Sprechen Sie es nur aus, Georg Lenz, was sie mir Alle damals ins Gesicht hinein geschrien, bis ich blind und taub war vor lähmendem Schreck und Entsetzen und stumm und star wie ein lebloser Gegenstand, der Alles stumpf über sich ergehen läßt ohne Abwehr, die doch nutzlos ist. Zur aufrausenden Eifersucht gehört Liebe, — die hab' ich nie für Heinz Wallhoven besessen. Er war für ein so eigen geartetes nachdenkliches Mädchen, wie ich es war, ein gar zu alltäglicher Geselle. Das rosenfrische Pensionärskind und der lebensfrische flotte Lieutenant aber paßten zusammen und fanden sich und Jeder, der nicht blind war, konnte sehen, wie's um die jungen Herzen bestellt war. Nicht 'mal die Eitelkeit ward bei mir verlegt, ich fand es viel zu natürlich, nur legte ich mir die verwunderte Frage vor, was nun wohl aus uns Allen werden würde?“

Die diktatorische Stimme meines gestrengen Oheims gab Heinz eben die Antwort auf meine geheime Frage: „Und damit basta, schlag Dir den Unsinn aus dem Kopfe, an unglücklicher Liebe stirbt kein Mensch. Die kleine Devereux reist morgen nach Hause und Du zurück in Dein Regiment. Basta, sag ich; im Herbst ist Hochzeit mit Sybille.“ Er wagte keinen offenen Widerstand gegen die despotische Willensäußerung, aber mich, die ich unbemerkt auf der Schwelle gestanden, sah er bitterböse an und murmelte im Vorbeigehen: „Das ist Dein Werk, aber Du intriguirst vergeblich!“ Ich zuckte geringschätzend die Achsel. Ich hätte die böse Ausfaat nicht so verachten sollen, sie trug fürchterliche Ernte. Der grundgute Mensch hat sich in die Idee verrannt, daß ich des Kindes geheime Widersacherin sei; in erster Verzweiflung hat er auch in alle Winde geschrien, das machte sie Alle zu meinen verstorbenen Beurtheilern. Mein stilles zurückhaltendes Wesen, die Folge meiner zurückgezogenen Lebensweise, ließ Keinen recht in mein Denken und Wesen eindringen. Kein Wunder, daß sie mich später für eine räthelvolle, im Dunkeln schleichende Natur hielten, die auf krummen Wegen zum Ziel zu gelangen strebt, wenn die geraden sich ihr verschließen.

Die wildaufrausende Eifersucht hätte kühn mit einem Schläge niedergemäht, das hinterlistige Verbrechen, dessen man mich anklagte, mußte hinterrücks mit erbärmlicher Feigheit geschehen. Professor Georg Lenz,“ — sie richtete sich hoch und stolz zur ganzen beherrschenden Größe auf und blickte ihm freimüthig ins Auge, — „Sie haben Scharfblick und Menschenkenntniß — halten Sie mich nach



Allem, was Sie von mir kennen, noch dieser feigen, gemeinen That fähig?"

"Kimmermehr!" athmete er aus befreiter Brust. Die Hand sank von den Augen herab, mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit hingen seine Blicke fortan an ihren Lippen.

"Weiter, weiter," spornte er sie in athemloser Erwartung an.

"Das Andere kennen Sie. Die Anklage, das schwere Unglück, das zwei Opfer heischte — sie, Manon Devereux und mich, die Gräfin Wallhoven."

"Aber wie, aber wie? — Wie kam das Alles? Noch sehe ich nicht klar, noch ist es mir ein undurchdringliches Geheimniß."

"Am Sylvester die Ballnacht, die wir in Jugendlust durchstolzen und am nächsten Tage ein Krankenlager. — Manon Devereux hatte mit Heinz im jugigen Hausflur gestanden und langen schmerzlichen Abschied genommen, denn am nächsten Tage sollte sie uns verlassen."

"Varmherziger Gott, sie, die Lebensvolle, die aufbrechende Rose kam erst heim in ihrem schwarzen stillen Schrein, ein stilles weißes WachsBild, das ich zurückgeleiten mußte," fiel er entsetzt ihr ins Wort.

"Damals — jetzt weiß ich, weshalb Sie mir beim ersten Sehen so bekannt erschienen — sind wir flüchtig an einander vorbeigestreift, als sie mich halb von Sinnen aus der Todtenkammer zerrten, nachdem man Sie telegraphisch gerufen. — Damals hörte ich ihren Namen nicht, — damals . . . ."

"Deine Schuld aber, Deine Schuld dabei," erinnerte Professor Lenz die Abirrende. Sie strich sich über die feuchte Stirn hin und kehrte zur Sache zurück.

"Gott hat es anders gewollt. Lebend hat Manon Devereux Schloß Wallhoven nicht mehr verlassen. Am nächsten Tage war sie erkrankt, im Laufe desselben verschlimmerte sich der Zustand. Der Arzt aus der nächsten Stadt wurde gerufen. Er constatirte eine nicht sehr gefährliche Diphtheritis und machte seine Verordnungen. Meine überängstliche Tante untersagte ihren Töchtern das Betreten des Krankenzimmers. Die durch die Festtage überarbeiteten Dienstboten zeigten sich theils furchtsam, theils unlustig zur Nachtwache. Dem Einzigen, der sich willig dazu bereit gefunden, verbot die Schickslichkeit das Wärteramt. So bot ich mich an, da ich stets eine fanatische Vorliebe für solches Amt gezeigt und unsere Dorfleute mit Umsicht und Geschick gepflegt, erbot mich, so lange dort Wache zu halten, bis eine Wärterin aus der Stadt mich ablösen konnte.

Mein Vetter schien eine Secunde protestiren zu wollen, er sah mich mit Mißtrauen an und öffnete

schon die Lippen, aber wohl oder übel mußte er sich dem kategorischen Imperativ der obwaltenden Verhältnisse fügen. Der Arzt wiederholte mir seine Verordnungen, schärfte mir wiederholt die pünktliche Anwendung der Arznei, der Gurgelwasser und äußeren Einreibungen der geschwollenen Mandeln ein, dann ging er, und ich installirte mich in dem tiefen Großvaterstuhl zu Häupten des Krankenlagers.

Die ersten Stunden der Nacht hielt ich mit fester Willenskraft den Schlaf mir fern und erfüllte gewissenhaft meine Pflicht, aber eine durchtanzte Ballnacht, ein unruhiger Neujahrstag mit schweren Dinerweinen und das Schlafbedürniß meiner achtzehn Jahre, werden Ihnen vielleicht erklären, was Keiner der Anderen mir glauben wollte. Ich hatte mich ja zur einsamen Krankenwache gedrängt — natürlich mußte es vorgeplanter abscheulicher Mord sein, nichts weiter," lachte sie schneidend auf. "Ich erwache von leisem Stöhnen mitten in der Nacht, reiße gewaltsam die bleischweren Augen auf. Manon sitzt aufrecht im Bett und sucht aus einer der Flaschen vom Tisch sich Etwas in den Löffel zu gießen. Ich taumele in die Höh, nehme Flasche und Löffel ihr aus den schwankenden Händen gieße mechanisch voll, führe mechanisch auch den Löffel ihr an die Lippen und schütte, als sie schauernd widerstrebt, den Inhalt etwas gewaltsam ihr in den Mund. Auf mir lag noch die dumpfe Schwere des Opiumrausches.

Ich höre noch, wie sie leise aufschätzt. "Es brennt, brennt fürchterlich," — und dann dreht es sich um mich in schwindelnden Kreisen. Ich kann schwankend nur noch den Stuhl erreichen und nun legt es sich nochmals um mich in bleischwerer Besinnungslosigkeit. Ich weiß nicht, ob Sie solche Todtmüdigkeit kennen gelernt, bei mir war's das erste und letzte Mal in meinem ganzen Leben. Ob mich das grauenhafte Aechzen da neben mir geweckt oder was sonst, ich weiß es nicht anzugeben. Ich springe zur Klingel, rufe Hülfe herbei. An den verglasten Augen der Kranken erkannte selbst meine Unerfahrenheit, daß eine unheilvolle Veränderung eingetreten.

Heinz warf sich auf's Pferd, der Wagen folgte. Der Arzt war spät erst zur Stelle. Er war über Land gefahren. Heinz und ich theilten die Krankenwache in Todesangst, bis er kam. Manon hatte da schon die Besinnung verloren. Bis zum Abend freilich noch rang die blühende Jugendkraft, dann trat sanft der Tod ein. Der Arzt schüttelte den Kopf. Die Diphtheritis konnte unmöglich die Ursache gewesen sein. Verzweiflung und Haß rissen das erste anklägerische Wort von meines Veters Lippen. Der Arzt folgte der Spur — am nächsten Tage schon sprachen sie es Alle laut aus: die

Arznei und die Einreibung waren verwechselt — die Unglückliche war vergiftet, vergiftet durch meine Hand. Die Obduction, Sie wissen es ja, hat jenen Verdacht bestätigt. Sie waren ja zugegen.

Was dann kam, ich weiß es nicht. Ich war wie erstarrt, wie zerschmettert. Nacht, geistige Nacht oder Krankheit, genau darauf besinnen kann ich mich nicht — es ist aus meinem Leben wie ausgelöscht. Zum klaren Bewußtsein kam ich erst in der Untersuchungshaft.

Ich habe dann sieben Jahre in der Haft zugebracht, dann wurde ich begnadigt. Mein Vater hat mich nie angehört, hat mich verstoßen, bis — bis gestern, wo er versöhnt in meinen Armen starb.“

Mit einem: „armes Weib, arme unglückliche Sybille!“ hatte Professor Venz die Zusammenstürzende tief bewegt in seine Arme aufgefangen und hielt sie fest an sein Herz gepreßt.

Aus großen verwunderten Augen blickte sie ungläubig zu ihm auf.

„Du? — Du? — Du stößt mich nicht von Dir?“ stammelte sie grenzenlos erstaunt.

„Ich halte Dich fest, fest mit der ganzen Kraft meiner Liebe!“ rief er immer lauter, immer überzeugungsvoller. Dann folgte langes Schweigen. Sybille lag ausruhend von allen Stürmen, mit geschlossenen Augen matt an seiner Brust. Er blickte in tiefer Ergriffenheit unsäglich liebevoll auf sie nieder.

Wie schön, wie herrlich schön hatte sie die Versöhnung mit dem Geschick gemacht, indem es alles Herbe, Scharfe aus diesen madonnenmilden Zügen ausgeglättet. Wie köstlich mußte dies süße Frauenantlitz sein, erleuchtet von Freude und stillem Glück!

„Freude und Glück!“ wiederholte er unwillkürlich halblaut.

Es brach den Zauber. Seufzend hob sie das Haupt, wollte sich sanft aus seinen Armen lösen.

„Die hab' ich in diesen beiden Tagen überreich gekostet. Ich habe mich mit meinen beiden Liebsten auf der Erde ja ausführen dürfen. Nun laß mich still meines Weges ziehen, Geliebter, zurück an die liebgewordene Arbeit, zurück an die Pflicht.“

„Die höchste des Weibes bannt sie an die Seite des geliebten Mannes,“ sagte er kraftvoll.

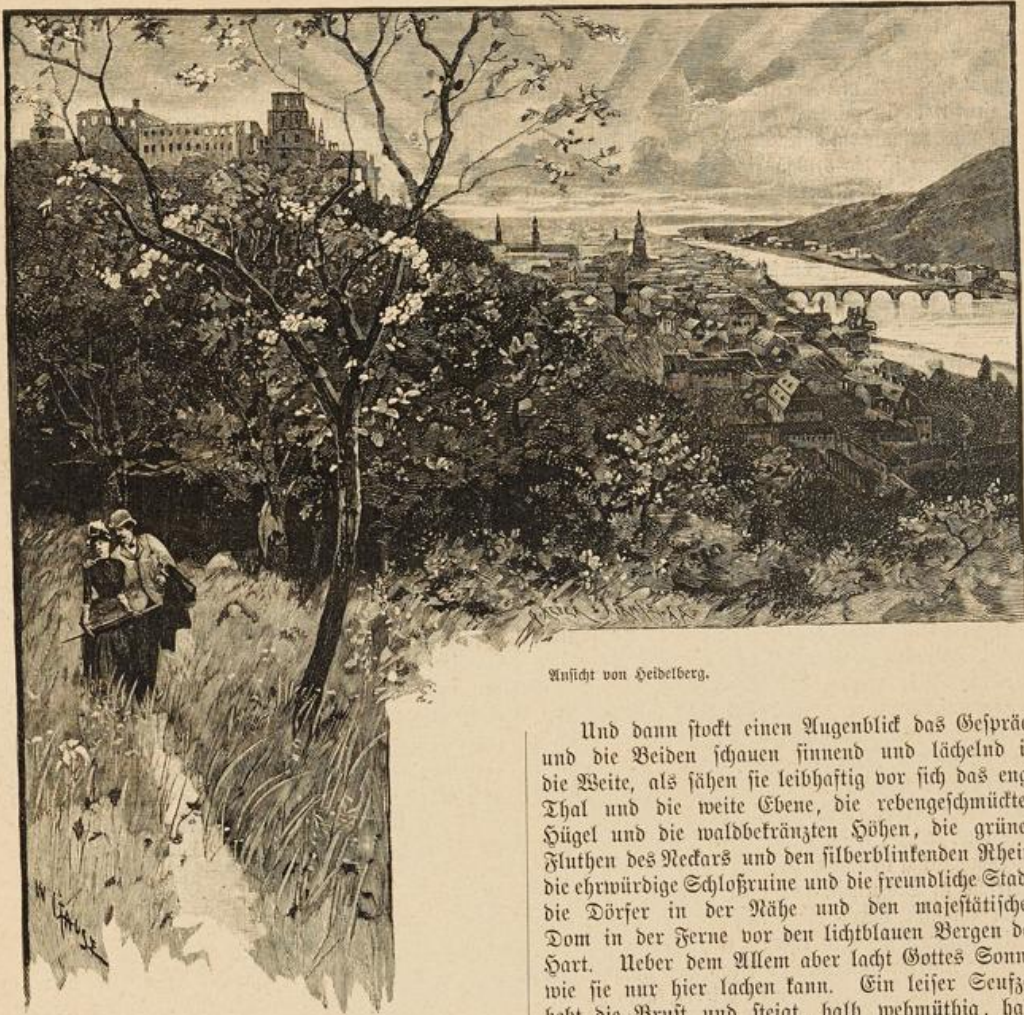
„Das kann nicht sein, Du weißt es,“ widerstrebt sie unsicher mit versagender Willenskraft.

Statt aller Antwort schloß er sie nur fester an sein Herz. „Du bist mein, mein schwererrungenes, köstliches Hab und Gut, mein eigenstes. Das Leben ist Dir viel schuldig geblieben an Freud und Glück; — laß mich versuchen es gut zu machen, — vertrau Dich meiner Liebe an.“

„Und die Menschen? — die menschliche Gesellschaft?“ wehrte sie schwächer und schwächer.

„Kennen sie Dein Geheimniß? — Ist nicht Gräfin Wallhoven eine Verschollene, Vergessene, fast unbekannt in der Welt? — Und hebt sich doch Einer anklagend gegen Dich auf, bin ich nicht da, Dich zu schützen, zu vertheidigen mit der sieghaften Wahrheit: sie war eine Unglückliche — keine Schuldige, sie ist mein würdiger Kamerad, mein ebenbürtiger Gefährte in Freud und Leid. Laß die engherzige Welt, wir leben uns allein, das reine Selbstbewußtsein erhebt uns über jede falsche Beschuldigung. Dein Geheimniß ist heute auf ewig begraben zwischen uns, Sybille Werder, es ruht im sicheren Gewahrjam meiner unaussprechlichen Achtung und Liebe!“





Ansicht von Heidelberg.

## Alt Heidelberg, Du feine.

Von

Dr. I. Steinbeck.

Mit Original-Illustrationen von W. Gause.

Wie der Ephen um die berühmte Schloßruine, so hat das Lied Victor Scheffels sich um den Namen „Heidelberg“ gerankt und ist nun so eng damit verwachsen, daß, wo der Eine die Stadt am grünen Neckar nennt, der Andre dazu summt:

„Alt Heidelberg, Du feine,  
Du Stadt an Ehren reich,  
Um Neckar und am Rheine  
Kein' andre kommt Dir gleich.“

II. 2.

Und dann stockt einen Augenblick das Gespräch und die Beiden schauen sinnend und lächelnd in die Weite, als sähen sie leibhaftig vor sich das enge Thal und die weite Ebene, die reben geschmückten Hügel und die waldbekränzten Höhen, die grünen Fluthen des Neckars und den silberblinkenden Rhein, die ehrwürdige Schloßruine und die freundliche Stadt, die Dörfer in der Nähe und den majestätischen Dom in der Ferne vor den lichtblauen Bergen der Hart. Ueber dem Allem aber lacht Gottes Sonne, wie sie nur hier lachen kann. Ein leiser Seufzer hebt die Brust und steigt, halb wehmüthig, halb sehnsüchtig auf die Lippen: Ach Heidelberg!

Es giebt der Stätten viele im schönen deutschen Vaterlande, über die Mutter Natur mit verschwenderischer Huld das Füllhorn ihrer Gaben geleert hat. Aber keine giebt es wohl, wo zu jener holden Naturgabe die ernste Geschichte und die dichtende Sage, die bildende Kunst wie die lehrende Wissenschaft in solchem Maße beigetragen haben, ein herzbestrickendes Ganze zu schaffen. Ja, selbst der länderverwüstende, mordende Krieg hat helfen müssen, die Stätte zu bereiten, zu der nun die Wallfahrt der Völker wie zu einem wunderthätigen Heiligthume geht. Alles, was das Menschenherz begeistern kann, ist in Heidelberg vertreten und so ist die Stadt von Alters her wie bestimmt dazu gewesen, eine Stätte zu werden, an der unsere akademische Jugend sich jene schöne Begeisterung

holt, die ein ganzes Menschenleben vor- und das Herz bis in's Alter jung halten soll. Heidelberg und seine Studenten, dieser Platz und eine deutsche Universität sind untrennbare Begriffe, sie gehören für uns zusammen, wie Schönheit und Jugend.

Darum ist die 500 jährige Jubelfeier ihres Bestehens, die die altberühmte Ruperto-Carolina zu begehen sich anschickt, kein locales Fest; es gehört weder der Stadt Heidelberg, noch dem badischen Lande allein, auch dürfen es die Männer der Wissenschaft nicht für sich feiern wollen; die Gebildeten der ganzen deutschen Nation, ja fast möchte man sagen: der ganzen Welt. Jeder, der einmal hier in seiner Jugend Tagen die bunte Studentenmühe getragen oder je als Tourist von der Höhe des Heidelberger Schlosses den wonnetrunkenen Blick über all die Herrlichkeit hat schweifen lassen: sie Alle feiern den Ehrentag Heidelberg's und seiner Universität mit.

Auch wir senden unsern jubelnden Gruß und Glückwunsch hinüber zu der „Stadt fröhlicher Gesellen, an Weisheit schwer und Wein,“ oder nein! wir selber wollen ihn überbringen, indem wir der Perle im deutschen Städtekranz einen Besuch abstatten.

„Station Heidelberg!“ ruft der Schaffner in's Coupé. Wie trocken das klingt und wie jubelnd es in unserm Herzen widerhallt! Als „alte Herren,“ welche Lebens Müh und Amtes Last den frischen Muth und Sinn der Jugend fast hatten vergessen lassen, stiegen wir daheim in den Wagen — als „flotte Bursche“ mit einem Liede auf den Lippen steigen wir aus. Nein, nein, keinen Hotelwagen, der Sommernachmittag ist schön, das Gepäck bringt ein flinker Bursche in Sicherheit, wir aber schlendern Arm in Arm zunächst durch die Straßen der Stadt, alte Erinnerungen wach zu rufen und die alten „Feuerstätten“ unserer akademischen Brausezeit aufzusuchen. Viele freilich finden wir nicht wieder, auch Heidelberg hat sich mächtig verändert, wie Alles in unserer schnelllebigen, rastlos umstürzenden Zeit. In der Leopoldstraße sind die Hotels wie Pilze aus der Erde geschossen und die steifleinernen Engländer scheinen sich in's Ungeheure vermehrt zu haben, die Promenade zeigt heute einen großstädtischen Charakter. An dem erzenen Brede-Standbilde und an dem schlichten Sandsteine vorüber, der an Bunsen's und Kirchhoff's berühmte Entdeckung der Spectralanalyse erinnert, schreiten wir und grüßen als alte Bekannte die Häuser, in denen der Literaturhistoriker Gerwinus und der Historiker Häußer zu unserer Zeit wohnten. Da liegt die alte, jetzt neu hergestellte Peterskirche mit ihren epheumrankten Strebepfeilern und ihrem dustenden Rosengarten, wie ein liebliches Klosteridyll inmitten der modernen Umgebung, dort drüben wohnte Bluntschli; hier, im Hofe der Volksschule, steht noch das

Häuschen, in dem der berühmte Uebersetzer des Homers, Johann Heinrich Voss, gelebt hat, und jetzt — Herkules am Scheidewege! Hier führt die Fahrstraße hinauf zum Ziele unserer Sehnsucht, zum Schloß. Sollen wir folgen? Nein, erst vollenden wir den Gang durch die Stadt und dann, zum Sonnenuntergange steigen wir hinauf.

Am Hause des Historikers Schloffer vorüber gelangen wir durch die Gartengasse zum Gymnasium, dem sogenannten Hexenthurm, und zum Ludwigplatz, wo einst im Augustinerkloster Luther vor Hof, Studenten und Bürgern 40 Thesen vertheidigte, und dort, das alte, mit einem kleinen Thürmchen versehene Haus ist die Universität. Wie unscheinbar und unansehnlich! Und doch, welche Fülle von Erinnerungen knüpfen sich für uns an das altersgraue Gebäude! Hier gingen wir ein und aus, die Collegienmappe unter dem Arm, und — wollen wir uns überzeugen? — hier prangt im „Karzer“ noch in berühmter und nichtberühmter Gesellschaft, von unserer Hand eingeschnitten, der Name des flotten Musenjohnes. Nicht weit davon grüßt ebenfalls ein alter, werther Bekannter, die Universitätsbibliothek, deren größte Schätze einst Maximilian von Bayern nach der Einnahme Heidelberg's durch Tilly dem Papste schenkte und deren theilweise Rückerstattung die Universität der preussischen Regierung am Anfang dieses Jahrhunderts verdankt. Immerhin sind noch 3000 Handschriften und 5000 Druckwerke in Rom geblieben und uns wohl auf immer verloren. Trösten wir uns, die halbe Million Bände, die die Bibliothek heute umfaßt, bietet der Schätze auf allen Gebieten des Wissens noch über und über genug. In der Heugasse dort das schmale, zweistöckige Häuschen — sie haben's noch nicht mit einer Gedächtnistafel geschmückt — hatte die Ehre, mich als eivem academieum zu beherbergen und dort drüben wohnte Sie. Merkwürdig, wie das Alles lebendig wieder auflebt! Wie damals ist am Erkerfenster ein blonder Mädchenkopf sichtbar und wie damals grüße ich ritterlich-galant hinauf. Die Jungfrau dankt besremdet und erröthend dem Grusse des Fremden — 's mag ihre Tochter sein — wer weiß? Vorüber, vorüber!

Das ist der „Ritter,“ das einzige Privathaus, welches uns von der Pracht des alten Heidelberg's erzählen kann. Ein eingewanderter Hugenott hat es im Jahre 1592 gebaut und wie durch ein Wunder ist es der Einäscherung beim Brande der Stadt im Jahre 1693 entgangen. Gegenüber hebt sich ernst und majestätisch die Heiliggeist-Kirche, die Begräbnisstätte der alten Kurfürsten. Auch jene Gräber haben die Franzosen in dem furchtbaren Jahre mit frevelnder Hand entweiht und zerstört — wie zur Vergeltung geschah genau 100 Jahre

darauf derselbe Frevler der Grabschändung in der französischen Königsgruft zu St. Denis. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Doch fort mit den düstern Bildern der Vergangenheit, die Gegenwart bietet des Schönen so viel und auch die Geschichte früherer Zeiten weiß hier von Freundlicherem zu erzählen. Da ist der Markt mit dem farnesischen Herkules; hier stand neben dem Rathhause das alte Wirthshaus „zum Hirschen“, das Keiner von uns gesehen und das wir alle doch aus Anton von Werner's genialen Bildern genau kennen. Im Hirschenkehrte ja der durstige Rodenstein ein, von

von 84,000 fl. erfreute, was nachher nie wieder eingetreten sein soll, und wenn wir dann noch ein paar Schritte weiter in das sich plötzlich verengende Thal vorgehen, so kommen wir zu der Stelle, von der Goethe 1797 in der Schilderung seiner Schweizreise schreibt: „Hier hat die Lage und Gegend keinen malerischen, aber einen sehr natürlich schönen Anblick. Gegenüber sieht man die hohen, gutgebauten Weinberge in ihrer ganzen Ausdehnung; die kleinen Häuser darin machen mit ihren Lauben sehr artige Partien, und es sind einige, die als die schönsten malerischen Studien gelten

könnten. . . . Die Brücke zeigt sich von hier aus in einer Schönheit, wie vielleicht keine Brücke der Welt; durch die Bogen sieht man den Neckar nach den flachen Rheingegenden fließen, und über ihr die lichtblauen Gebirge jenseits des Rheins in der Ferne.“

Die alte Brücke ist gemeint, denn die neue, die weiter stromaufwärts über den Neckar führt, existirte damals noch nicht. Beide



Friedrichsbau.

dem uns Scheffel die köstlichen Lieder gesungen; hier hatte Goetz von Berlichingen sein ergötzliches Zusammentreffen mit dem Bischof von Worms, das nach des Ritters Selbstbiographie uns Goethe im „Götz“ erzählt hat. Goethe — auch sein Name ist mit Heidelberg verwoben. Am Karlsplatze erlebte er herrliche Tage im Angesichte des Schlosses in dem gastlichen Hause der Gebrüder Boisserée, von hier aus genoß er, wie wir jetzt, den imposanten Blick auf die wunderbare Ruine. Und wenn wir durch das Karlsthor schreiten, das die guten Väter der Stadt im Jahre 1755 zu bauen beschloßen, weil die Stadtkasse sich eines Ueberflusses

sind Repräsentanten ihrer Zeit: diese, 1877 vollendet, spannt schlanke, eiserne Bogen über den Strom, jene, 90 Jahre älter, liegt schwer und wuchtig mit steinernen Wölbungen auf ihm. Leicht und gefällig ist der Anblick der ersteren, aber den malerischen Reiz hat die ältere Schwester für sich. Gleich schön aber ist der Ausblick von Beiden, und wenn an einem sonnigen Herbsttage der Blick nach der Rheinebene und der Hart, auf die Bergstraße und aufwärts auf Berg, Strom, Stadt und Schloß schweift, die ganze Landschaft sich dabei von leichtem Nebel, wie von einem duftigen Schleier umhüllt, zeigt: dann zieht die Poesie jubelnd in das



Im Innern der Schloßruinen.

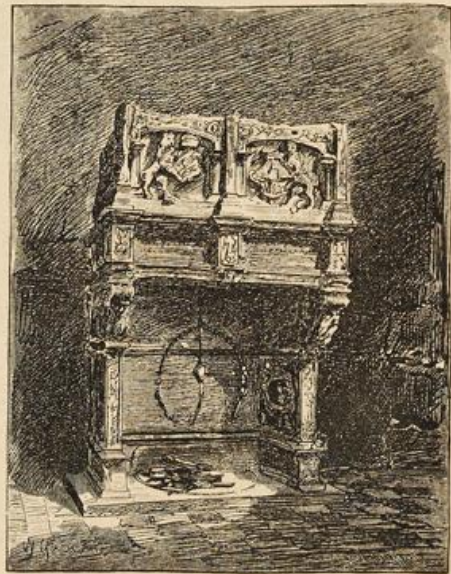
Menschenherz, ob jung, ob alt, ein und wir singen  
mit Clemens Brentano:

„Da war so klar und tief die Welt,  
So himmelhoch das Sterngezelt,  
So ernstlich denkend schaut das Schloß,  
Und dunkel, still das Thal sich schloß;  
Und um's Gestein erbraut der Fluß,  
Ein Spiegel all dem Ueberflus,  
Er nimmt gen Abend seinen Lauf,  
Da thut das Land sich herrlich auf,  
Da wandelt fest und unverwandt  
Der heil'ge Rhein durch's Vaterland,  
Und wie an's Vaterland ich dacht',  
Das Herz mir weint', das Herz mir lacht.“

Und nun zum Schloß hinauf — die Sonne  
geht zu Rüste. Doch halt! Wo das Auge und  
die Seele schwelgt, wollen Kehle und Magen auch  
ihr Recht haben. Ob sie noch steht, die alte  
Kneipe, in der wir als Studenten so mancher  
Flasche den Hals gebrochen und auf alt und jung  
Heidelberg so manches Hoch! in jugendlicher Be-  
geisterung ausgebracht? Gewiß, dort drüben winkt  
ihr ausgestreckter Arm und gerne treten wir in  
das altbekannte, halbdunkle, so gemüthliche Wein-  
stübchen. Ein halbes Duzend Heidelberger Phi-  
listen vom alten Schrot, ein Paar durst'ger Musen-  
söhne füllen zwar den Raum fast ganz, aber gerne

rücken sie zu und wir „schwägen“ ein halbes  
Stündchen bei gutem, einheimischen Gewächse von  
dem und jenem mit ihnen, zumal von der Uni-  
versität und ihrem Jubelfest, das bevorsteht und  
Allen, ob gelehrt oder nicht, gar sehr am Herzen  
liegt. „Der Mensch hat en Waage und net ume-  
sunst!“ philosophirt unser Gegenüber und reizt  
uns durch sein Beispiel, unserem sterblichen Menschen  
auch in dieser Hinsicht sein Recht zu geben. Dann  
aber muß geschieden sein, das letzte Glas gilt dem  
alten Wahrspruch: „Fröhlich Palz, Gott erhalt's!“

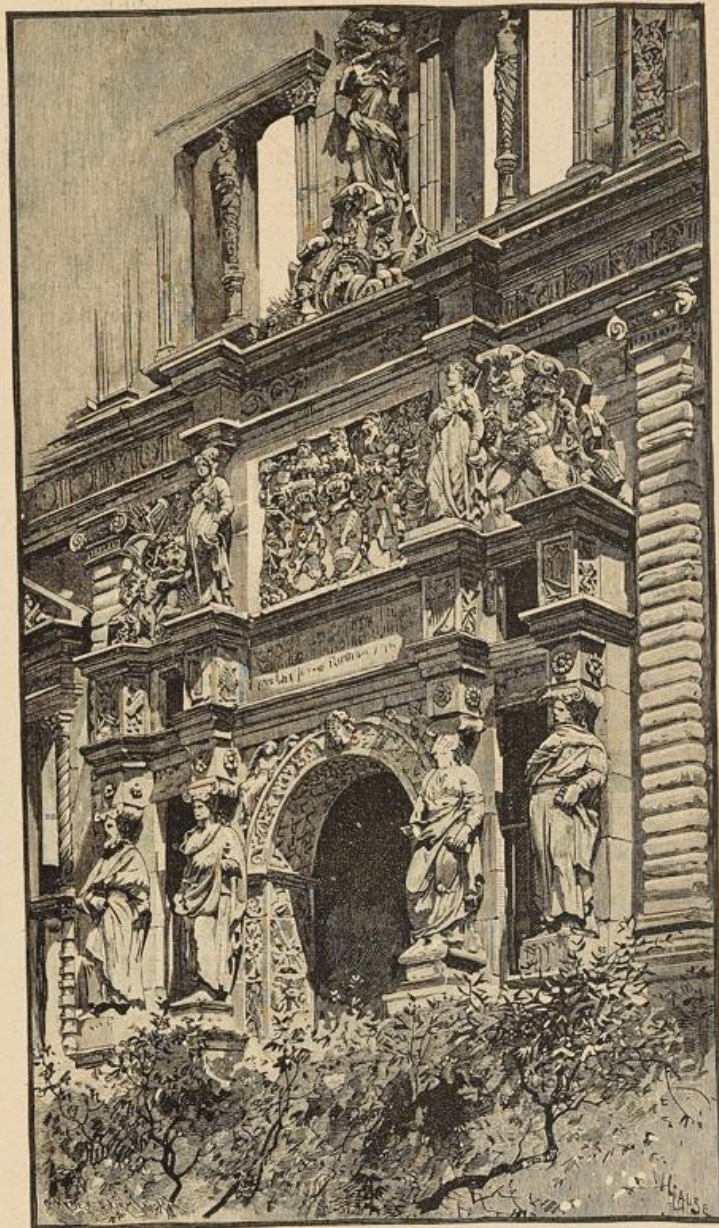
Im glühenden Abendroth liegt die herrliche  
Schloßruine vor uns, ein märchenhafter, unver-  
gesslicher Anblick. Wie wunderbar ist es doch, daß  
die scheußlichste That unseres Erbfeindes, die Ein-  
äschierung der Palz, uns dieses herrliche Kleinod  
verschaffen mußte! Möchte heute wohl Jemand  
diese Ruine mit dem stolzeften Fürstenschlosse ver-  
tauschen? Nein und tausend Mal nein! Mit  
andächtigem Schauer treten wir in den Schloßhof,  
und wie nun das goldene Abendroth durch die  
leeren Fensterbogen bricht und den überall hervor-  
quellenden Ephen mit röthlichem Schimmer über-  
gießt, wie hier der Nestor der Schloßtheile, der  
Ruprechtsbau in ernster Majestät, daneben der  
„alte Bau“ unseren Blicken sich zeigt, empfinden  
wir ein unennbares Gefühl, das kein Mund  
kündet, keine Feder niederschreibt. Die rauch-  
geschwärzten, halbzerborstenen Mauern, die reichen  
Kreuzgewölbe, der prächtige gothische Erker und  
dann wieder dazwischen der lachende Blick in die



Kamin im Ritteraal des Schloßes.

weite Rheinebene, das giebt zusammen ein unvergleichliches Stimmungsbild. Daneben präsentirt sich das sogenannte Wandhaus mit seinem unschönen, ihm im vorigen Jahrhundert aufgesetzten Dache wie eine entthronte Größe. Auch dieses war ursprünglich ein dreistöckiger, mit Giebeln und Statuen geschmückter Palast, doch 1693 bei dem großen Zerstörungswerke sank es in Staub und Asche. Da ließ es Karl Theodor im vorigen Jahrhundert bis auf das Erdgeschoß abtragen und dem Hofkämmerer als Werkstätte überweisen. Doch „neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Gerade hier erschallt oftmals lauter Festjubel, wenn Heidelberg's Mäusenöhne zum Schlosse hinaufziehen, eines ihrer studentischen Feste, wie sie nur Heidelberg kennt, hier zu feiern. Dann hallen aus hunderten von frischen, jugendlichen Kehlen die prächtigen Gesänge vom „Otto Heinrich, dem Palzgraf bei Rheine,“ vom Zwerg Perkeo und Alt-Heidelberg durch diese weiten Räume, Gläser erklingen, Trompeten schmettern drein und manch treffliches Wort knüpft an die große Vergangenheit dieser Stätte das Bild der größeren Gegenwart an. Auch für die Jubiläumsfestlichkeiten wird das alte Wandhaus eine Festhalle abgegeben, wie sie mit ihrer Umgebung nicht idealer gedacht werden kann.

Und nun besteigen wir, des unvergleichlichen Ueberblickes über Schloß und Umgegend halber, die Plattform des gesprengten Thurmes, dessen eine Hälfte unzertrümmert zu seinen Füßen liegt, während die andere wie eine trogige Riesenfaust zum Nachschwur sich gen Himmel ballt. Auch seine Mauern sind mit Ephen umspinnen und Blumen sprießen aus seinen Wunden hervor. Doch nein! wir vermögen nicht alle die Herrlichkeiten,



Portal des Otto-Heinrich-Baus.

die unser trübtener Blick umfaßt, zu schildern. Wir wandeln am Bibliotheks-Thurm vorüber, wir bewundern den achteckigen Thurm, den hervorragendsten Theil der ganzen Ruine, und wenden uns dann der Perle des Heidelberger Schlosses, dem Otto-Heinrichsbau in staunender Bewunderung

zu. Nichts ist bezeichnender für die Schönheit dieses Baues, als daß die Sage entstehen konnte, Michel Angelo sei der Schöpfer des Planes. Seiner würdig ist er gewiß. Unter dem Einflusse dieses Juwels unter den deutschen Palastbauten ist dann im siebzehnten Jahrhundert der Friedrichsbau im Barockstil der deutschen Renaissance entstanden. Beide — Otto-Heinrichsbau und Friedrichsbau — sind in ihrem Aeußern ziemlich erhalten und ihre fernere Conservirung ist für Fürst und Volk im neuen deutschen Reiche zur Ehrensache geworden.

Und doch giebt es noch Etwas, das dem deutschen Volke das Heidelberger Schloß interessanter und bekannter gemacht hat, als diese Prachtbauten.

Das ist das Heidelberger große Faß.

Eigentlich hat es ihrer drei gegeben, allein zwei von ihnen sind ein Raub der Zeit geworden. Das erste ließ Johann Casimir, ein ernster, glaubenseifriger Fürst, im Jahre 1591 als Sinnbild des überströmenden Segens der Pfalz bauen, das zweite Karl Ludwig, und Karl Philipp ließ es 1728 ausbessern, bestellte ihm auch den berühmten Perseo als Wächter, dem Victor von Schefel, der Heidelberger *posta laureatus*, ein ergögliches Denkmal im *Gaudeamus* gesetzt hat. „An Wuchse klein und winzig, an Durste riesengroß,“ hat Perseo hier in seinem Doppelamte als lustiger Rath

des Kurfürsten Philipp Wilhelm wie als Faßwächter bis an sein seliges Ende die Heidelberger Gesellschaft mit „sein schimpflichen Worten und Reden“ und sich selbst täglich mit 15 bis 18 Flaschen Weines tractirt. Wer's nicht glauben will, läßt es bleiben, aber so viel steht fest: etwas geerbt von den beiden Talenten Perseo's haben die Heidelberger und Pfälzer und bewahren bis auf den heutigen Tag eine achtungswerthe Fertigkeit im „sein schimpflichen Worten und Reden,“ wie im Trinken. Mein lieber Gott! man „schwächt“ eben, wie's der Pfälzer Geist verlangt: „groß im Gedanken, flott im Stil,“ und beherzigt der Väter Wahlspruch: „Wo der Wein wächst, da soll man ihn trinken.“ Auch Perseo's

Faß ist leer geworden und zerfallen. Das jetzige — dritte — große Faß rührt aus dem Jahre 1751 von Karl Theodor her und hält 283,200 Flaschen. Seit dem Schloßbrande vom Jahre 1764 steht es als die größte Gelehrtheit Heidelbergs da, aber ein unternehmender Weinhändler hat sich erboten und erbeten, zu den Tagen des Jubiläums-Festes es zu füllen, und die edlen Väter der Stadt haben die tiefweise Bedingung dazu gemacht, daß „es eine gute Sorte sein müsse.“ So kann es nun wieder flott losgehen und an das fröhliche Ende der fröhliche Anfang angeknüpft werden. Dafür, daß das Faß wieder leer und der ingeniöse Weinhändler ein reicher Mann wird, ist uns nicht bange, sobald „es eine gute Sorte ist.“

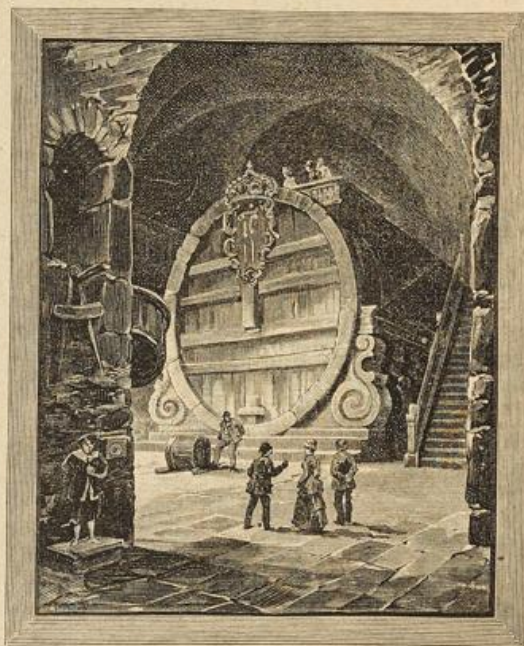
Die Sonne ist hinabgesunken. Nun gießt der Mondschein sein magisches Licht über die Ruinen und jetzt erst, meinen wir, genießen wir den schönsten Anblick. In den Büschen des Schloßgrabens und Schloßgartens schlagen zahlreiche Nachtigallen — es ist, als ob Alles sich vereinigte, uns zu entzücken, zu berauschen. Wer da ruhig und kalt bleiben kann, der — nun ja! der verdient, aus Heidelberg ausgewiesen und nach Lapp-land als Staatsanwalt versetzt zu werden. Wir aber schreiten in unbeschreiblich gehobener Stimmung der Stadt zu, die lichterglänzend sich zu unseren Füßen

ausbreitet und singen in die laue Sommernacht hinein:

„Auch mir steht Du geschrieben  
In's Herz gleich einer Braut,  
Es klingt wie junges Lieben  
Dein Name mir so traut.“

\* \* \*

„Und nun schlafen gehen? Nach all' dem Schönen und Herrlichen, das wir genossen haben, die Schwüle des Hotelzimmers auffuchen? Nein, Freund, das wäre ein Frevel an diesem Tage und an dieser wonnigen Nacht. Horch, dort aus dem Garten tönt Gläserklingen und froher Gesang, die



Das Heidelberger große Faß.



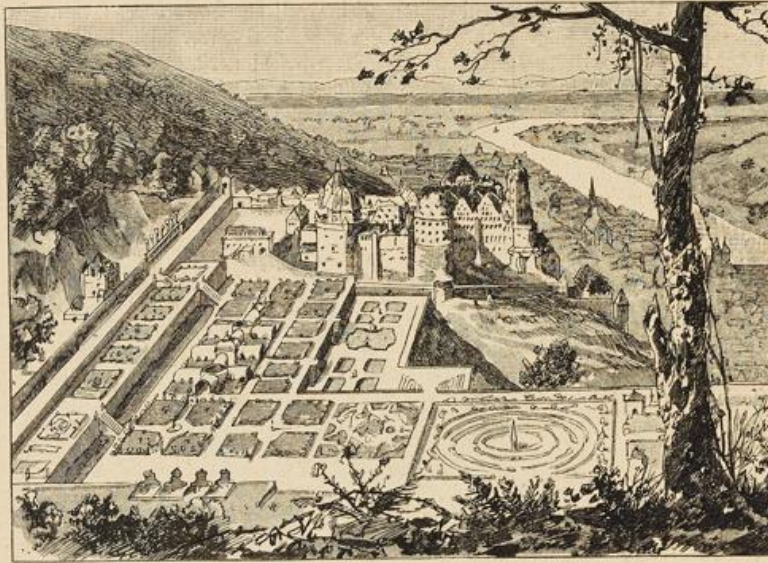
Wellen des Neckars rauschen darin. Laß den Geist Perkeo's über Dich kommen, Freund, und folge mir!" Und der sonst so nüchterne, allem Uebermaße abholde Freund war wie ich dem Zauber Heidelberg's erlegen; er folgte willig und bald saßen wir vor der vollen Flasche und lauschten dem Gespräche der frohen Gefellen, die nicht so bald in uns die Fremden erkannt hatten, als sie in rheinisch-pfälzischer Gastfreundlichkeit uns an ihren Tisch zogen. Wovon wir sprachen? Nun, wovon spricht man in diesen Sommertagen in Heidelberg anders, als von der Universität und ihrem bevorstehenden Jubelfest. Einer war darunter, ein Jünger der Historie und Privatdocent an der Universität, dem ging der Mund über von dem, wovon sein Heidelberger Herz voll war, und in der Geschwindigkeit las er uns ein Privatissimum über die Geschichte der geliebten Ruperto-Carolina. Nachgeschrieben habe ich's nicht, aber nachzählen will ich's, so gut ich kann, und sollten die Herren Historiker Ungenauigkeiten oder gar Falsches in meinem Berichte entdecken, so will ich von vornherein den Herrn Privatdocenten und mich salviren. Dann ist Schuld daran allein der Geist Perkeo's, des Wächters vom großen Heidelberger Faß, der lichernd hinter meinem Stuhle stand und fortwährend von Neuem mein Glas füllte, sobald ich es nur ausgetrunken hatte. Auf sein weinseliges Haupt dann allein die Schuld!

Heidelberg ist, wie alle unsere deutschen Universitäten mittelalterlichen Ursprunges, im Anfang eine theologische Anstalt gewesen, deren Professoren ausschließlich Priester oder Ordensgeistliche waren. Kurfürst Ruprecht I. erbat und erhielt unter dem 23. October 1385 vom Papst Urban II. die Genehmigung zur Einrichtung eines „Generalstudiums in der Stadt Heidelberg, die wegen ihrer gesunden Lage und Luft und wegen ihrer fruchtbaren Umgebung zu einer solchen allgemeinen Quelle der Wissenschaften vorzüglich geeignet sei.“ Kanzler wurde der Bischof von Worms. Als bald berief Ruprecht den früheren Universitätslehrer Marsilius von Inghen, um die Statuten für die

Universität, „seine geliebte Tochter“, zu entwerfen, und am 18. October 1386 wurde diese eröffnet. 579 Zuhörer ließen sich gleich im ersten Jahre einschreiben, daneben aber weilte keine geringe Anzahl nicht immatrikulirter Studenten in der Stadt. Die einzelne Vorlesung kostete je nach der Studentenzahl 1 — 8 Groschen, die Immatrikulationstage betrug



Statue Ruprechts I., des Gründers der Heidelberger Universität.



Schloß Otto Heinrichs nach einem Stiche vom Jahre 1620.

für einen Bürgerlichen 10 Kreuzer, für einen Adligen 1 Gulden. 3 Kreuzer reichten in der ersten Zeit für wöchentliches Kostgeld eines Studenten aus.

Man hätte nun annehmen sollen, daß der Stadt Heidelberg die Einrichtung einer so stark frequentirten Hochschule höchst willkommen gewesen wäre; dem war aber durchaus nicht so, denn sonst hätte Ruprecht I., der Stifter, wohl nicht bei Verlust seiner Gnade und 60 Gulden Strafe und Schadenersatz den Bürgern zu verbieten brauchen, daß sie den Studenten Gewalt zufügten. Auch wäre die Vorsicht unnütz gewesen, den Magistrat alljährlich schwören zu lassen, daß er die Rechte der Universität nicht antasten wolle. Trotzdem brachen bald genug Unruhen aus, deren Spitze sich gegen die Studenten richtete. So hören wir von einem „Studentenkriege“ vom Jahre 1406, den Kaiser Ruprecht persönlich stillte. Die Universität erhielt Genußthum, jeder Angriff auf einen Studenten wurde mit Todesstrafe bedroht. Und doch mögen die Herren Studirenden oft genug die Provocirenden gewesen sein, wie man daraus schließen darf, daß sie ungefähr zur selben Zeit durch kurfürstlichen Erlaß ermahnt wurden, nicht in die Gärten oder Weinberge der Bürger einzubrechen. Auch Pfalzgraf Otto Heinrich hielt noch für nöthig, ihnen zu gebieten: „Keine Thüren zu erbrechen, nicht auf die kurfürstliche Jagd zu gehen, keine Fenster einzuwerfen, keine Thüren und Defen zu zerbrechen, und wenn sie es doch gethan, sie wieder machen zu lassen.“

Die folgenden Kurfürsten sorgten nach Kräften für die materielle Förderung der Universität. Ruprecht II. verfiel auf das originale, dem Geiste der Zeit nicht fremde Mittel, seinen Professoren angemessene Wohnungen dadurch zu verschaffen, daß er die von seinem Vorgänger aufgenommenen Juden aus Heidelberg wieder vertrieb und ihre Häuser jenen überwies. Eines davon wurde auch zu einer „bursa“ oder Wohnung für arme Studenten bestimmt und ist später zum Vorbilde für drei andere geworden.

Wie verhielt sich nun corpus academicum gegenüber dieser landesväterlichen Fürsorge und Guld? Nicht besonders dankbar. Daß die Lehrmethode von Anfang an eine streng scholastische war, darf uns bei dem kirchlichen Charakter der Universität nicht wundern; erst unter Friedrich I. wurde den beiden Hauptrichtungen der Scholastik, dem Nominalismus und dem Realismus, die gleiche Berechtigung nebeneinander eingeräumt. Aber auch später verschlossen sich die Professoren ängstlich und engherzig jeder freieren Neuerung und während vom Schlosse herab, wo Philipp der Aufrichtige (1476—1508) die hervorragendsten Verteidiger der neueren humanistischen Richtung, einen Dalberg, Agricola, Reuchlin, Celtes u. A. um sich sammelte, der neue Geist ungestüm an das verschlossene Thor der Universität pochte, waren deren Mitglieder ängstlich und eifersüchtig auf Verteidigung ihrer Privilegien gegen Stadt und Staat bedacht. Das wurde anders, als Otto Heinrich (1556—1559) zur Regierung kam. Der war ganz der Mann dazu, dem Geist der neuen Zeit in Religion, Kunst und Wissenschaft zum Durchbruch zu verhelfen. Er selbst ein Gelehrter und Schriftsteller, ein Freund Fugger's, ein Gönner Vischer, Behaim's, sprach den Entschluß aus: „Die Universität wieder empor zu bringen, und wenn es ihm auch den letzten Heller kosten sollte.“ Nur drei Jahre waren ihm zur Regierung in der Rheinpfalz vergönnt, sie genügten zur vollständigen Reformation von Kirche und Schule, wie zur Begründung zweier Denkmäler, die seinem Namen auf

den Kur-  
en nach  
die mate-  
ung der  
uprecht II.  
as origi-  
eiste der  
nde Mit-  
rofessoren  
Wohnun-  
zu ver-  
er die von  
nger auf-  
Juden aus  
eder ver-  
e Häuser  
s. Eines  
auch zu  
a“ oder  
ir arme  
nimmt und  
um Vor-  
ei andere

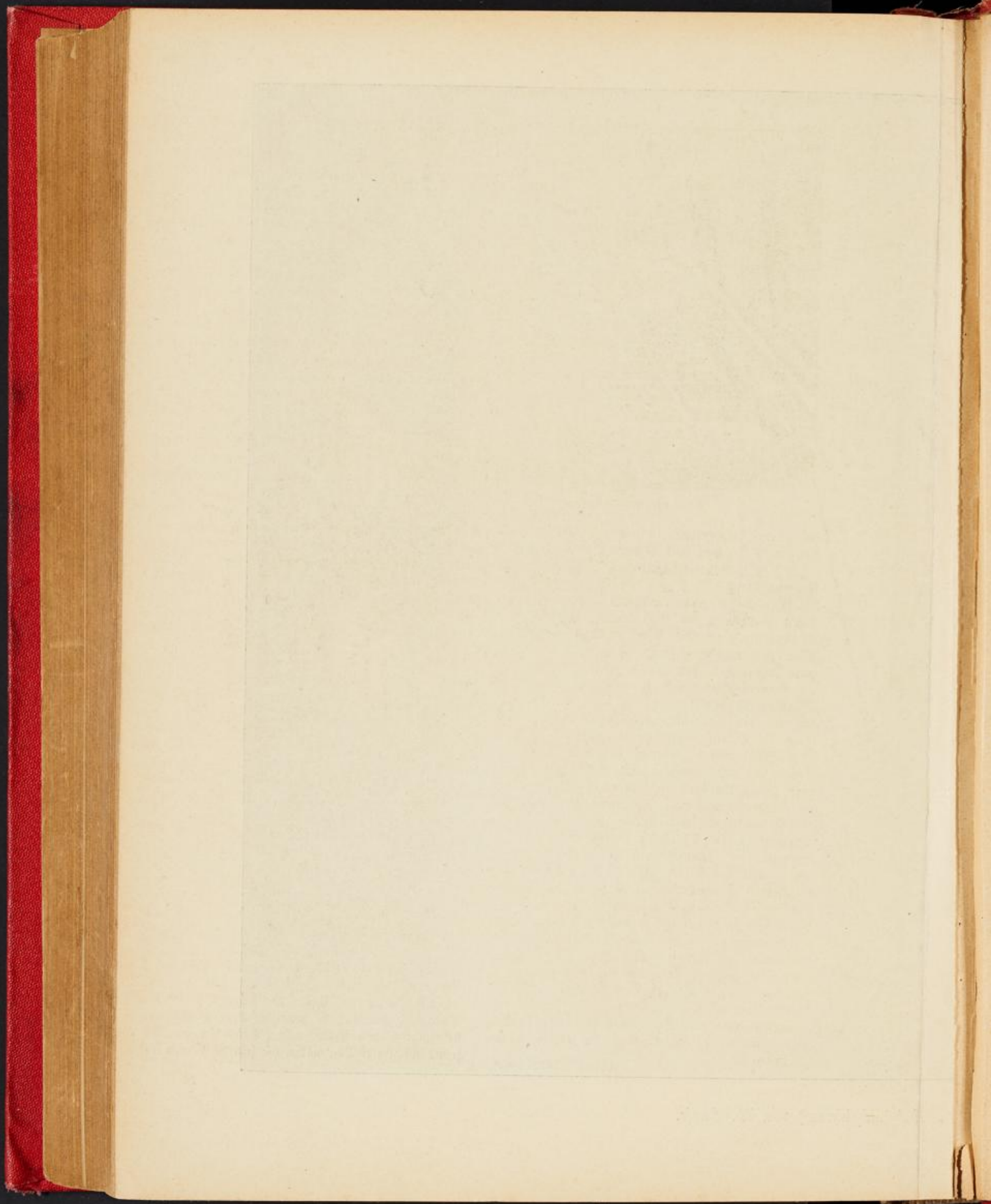
ndemicum  
orge und  
die Lehr-  
ische war,  
r Univer-  
I. wurde  
stif, dem  
ie gleiche  
lber auch  
stlich und  
während  
Aufrichtige  
ertheidiger  
Dalberg,  
sich ver-  
das ver-  
aren deren  
auf Ber-  
stadt und  
Otto Hein-  
Der war  
neuen Zeit  
m Durch-  
hrter und  
m Gönner  
aus: „Die  
o wenn es  
te.“ Nur  
g in der  
llständigen  
e zur Be-  
Namen auf



Hofansicht des Heidelberger Schlosses. I

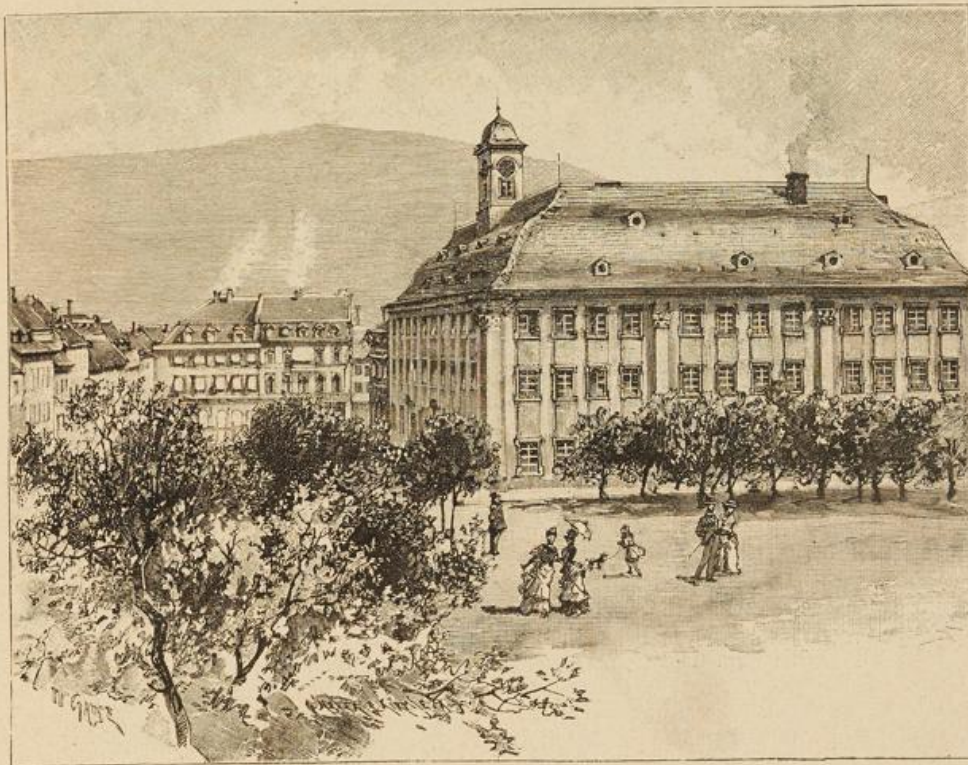


er Schlosses. Originalzeichnung von W. Gause.



immer Unsterblichkeit verliehen haben: des Otto-Heinrichs-Baues auf dem Schlosse und der bibliotheca Palatina. Wenn man hört, daß dieser Fürst für ein einziges berühmtes geographisches Werk den für damalige Zeit horrenden Preis von 1000 Thalern gezahlt hat, so begreift man, mit welcher Energie Otto Heinrich seine wissenschaftlichen Zwecke betrieb. Mit seinem Namen ist der des Reformators Melancthon verknüpft, den Otto Heinrich im Jahre 1557 zu sich berief. Im Geiste dieses Mannes ging eine völlige Neugestaltung der Universität vor

verheerend und zerstörend gewirkt. Nach Wegschleppung der Palatina nach Rom (1623) und Vertreibung aller protestantischen Lehrer (1626) war die Universität Jahre lang ganz todt, und als man später katholische Priester als Lehrer berief, fristete sie nur ein kümmerliches Scheinleben. Nach dem 30jährigen Kriege hat dann Karl Ludwig muthig versucht, „alles, was zur Restauration, Aufnahme und Wachsthum dieser uralten hochprivilegirten Universität gereichen mag, neu in's Werk zu setzen“ — allein die kurze Nachblüthe, die er



Die Universität.

sich, an der nunmehr die alte scholastische Lehrmethode völlig verbannt und sämtliche Lehrstühle mit Anhängern der lutherischen Lehre besetzt wurden. Unter den Nachfolgern jenes glorreichen Fürsten gerieth die Universität in ein streng calvinistisches Fahrwasser, aber vorzügliche Lehrer (unter denen namentlich Ufinus, der Verfasser des berühmten reformirten Heidelberger Catechismus genannt sei), sowie der Einfluß der äußeren pfälzischen Politik verhalfen damals Heidelberg's Hochschule zu hohem Ansehen und großer Blüthe. Auch hier hat das große, nationale Unglück des dreißigjährigen Krieges

II. 2.

erzielte, verfiel gar bald einem eifigen Nachfroft. Unvergessen sei es ihm jedoch, daß er zuerst mit dem engherzigen confessionellen Princip bei Besetzung der Lehrstellen brach und nur für die Theologen Zugehörigkeit zu einer der zwei protestantischen Confessionen verlangte. Damals lehrten u. A. Pufendorf, Göttinger, Fabricius in Heidelberg. Dann brach das Entsetzliche herein. Ludwig XIV., »rex christianissimus«, wie er sich auf der zum Andenken an »Heidelbergae delecta« geprägten Münze nennt, hatte den unmenschlichen Befehl gegeben, »brüler le Palatina« und Melac



Der gesprengte Thurm.

verbrannte in buchstäblicher Befolgung der Ordre 1689 Schloß und Stadt Heidelberg. Und als die Deutschen noch im selben Jahre Stadt und Schloß wieder verteidigungsfähig machten, folgte am 23. Mai 1693 die zweite, gründlichere Einäscherung der Stadt. Dabei gingen auch alle Universitätsgebäude in Flammen auf. Die meisten Professoren flohen und setzten ihre Vorlesungen in Frankfurt zum Theil fort, zum Theil stellten sie ihre Thätigkeit ganz ein. Erst 1700 fand sich die Universität wieder in Heidelberg zusammen. Aber welch kümmerliches Dasein fristete sie das ganze 18. Jahrhundert hindurch! Durch und durch klerikal-hierarchisch organisiert und alle protestantischen Lehrer verdrängend, dagegen die Jesuiten massenhaft anstellend, scheint die ehemalige Hochburg deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft von der ganzen großen Bewegung im nationalen Geistesleben des vorigen Jahrhunderts keine Notiz genommen zu haben. Ja im Jahre 1780, also zu einer Zeit, wo Lessings Meisterwerke längst geschrieben und Goethe vier Jahre bereits in Weimar weilte, in demselben Jahre, wo Schiller seine „Räuber“ voll-

endete, erklärten zwei zu Censoren bestellte Heidelberger Professoren in Bezug auf die gleichzeitige deutsche Literatur: „sie hätten keine Zeit, sich mit den schlechten, elenden, lächerlichen Büchern zu befassen, in denen man fruchtlos einige Moral suche, aber verruchte Freigeisterei desto mehr finde.“ Um eine solche Universität war es kaum schade, daß die Franzosen ihr 1802 durch Wegnahme fast aller Einkünfte das Lebenslicht ausbliesen.

Mit dem Jahre 1803 beginnt die letzte Periode der Universität. Wir dürfen sie als die eines stetigen Aufblühens und immer größeren Aufschwunges bezeichnen. Im genannten Jahre fiel Heidelberg mit der rechtsrheinischen Pfalz an Baden und dessen Herrscher, bis auf den jetzt regierenden Großherzog herab, sind sie Neugründer und Schöpfer des Heidelberger Universitätsflores. An die alten kurpfälzischen Traditionen anknüpfend, proklamirte Karl Friedrich 1803 die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und die Unabhängigkeit der Lehre vom confessionellen Standpunkt, und seine Nachfolger haben getreulich an diesem Grundsatz festgehalten. Es würde zu weit führen, wollten wir



auch nur die berühmtesten unter den akademischen Größen aufzählen, die seitdem in Heidelberg gelehrt haben und noch lehren. Betonen wollen wir aber, daß seit jener neuen Epoche die schöngestige Literatur unseres Volkes vielfach in dem herrlichen Heidelberg Wohnsitz und Heimat gefunden hat. Die Häupter der romantischen Schule, Arnim, Brentano, Görres, Tieck, siedelten sich hier an, F. H. Böß lebte hier und in neuester Zeit ist Victor von Scheffel, der uns jüngst Enttäusene, Unvergessliche als Heidelberger Poet par excellence, auch George Taylor (Prof. Hausrath, der Verfasser von Romanen wie Antinous, Elitia u.) zu nennen.

So steht die Ruperto-Carolina, schloß der Privatdocent sein Privatissimum, am Vorabende ihres 500 jährigen Geburtsfestes nicht als eine altersschwache Matrone, sondern als eine schöne, starke alma mater da, die, stolz auf die Vergangenheit, noch Stolzeres von der Zukunft im neuen deutschen Reich erhoffend, prangend in der Fülle der Kraft und Gesundheit, die Glückwünsche ihrer treuen Söhne und des ganzen Vaterlandes entgegennimmt. Bald wird von den Bergen des Neckarthales der tausendstimmige donnernde Ruf wiederhallen, den auch wir nun begeistertem Sinnes erheben:

»Vivat, floreat, crescat Ruperto-Carolina, alma mater!«

## Gustav.

Von

H. von Winterfeld.

Wir treten in ein behaglich eingerichtetes Zimmer. Auf dem großen, runden Tisch brennt eine Lampe, deren Licht durch den überhängenden blauen Schleier gedämpft ist. Ein zweites Lämpchen, nur für den Nachtgebrauch bestimmt, steht auf dem Gesims des noch unbenutzten Kamins. Das eigenthümliche Halb Dunkel verleiht dem Gemach und allem, was darinnen ist, etwas traumhaftes. Die schweren Möbel scheinen sogar zu schlafen; die übrigen Erscheinungen aber, die alten Bäume, die sich schattenhaft hinter dem Fenster hin- und herbewegen, schwarz und dunkelgrau gemalt, sogar die beiden Frauen, die geschäftig ordnen und hantiren, gleichen mehr den Visionen eines Schlummernden, als der klaren Wahrnehmung des wachenden Menschen. Der dicke Teppich macht ihren Schritt unhörbar; alles, was sie in die Hand nehmen und wieder fortstellen, macht kein Geräusch, sogar die leisen Worte, die sie sprechen, scheinen nur im Traum gehört zu werden; man sieht die Lippen sich bewegen, doch man erräth nur, was sie sagen wollen.

„Wo ist denn Hamlet?“ murmelte die Aeltere, ein liebes Matronengesicht, aber jetzt wie von einem Mysterium beschattet. „Wenn der Herr seinen Hamlet nicht auf dem Tisch sähe, würde er nicht glauben, zu Hause zu sein.“

Dann fand sie das Buch und legte es zu Häupten der Chaise-longue . . .

„Der Herr? . . . welcher Herr denn?“ fragte

die Jüngere, mit dem Begräumen von Spielzeug beschäftigt . . . „welcher Herr denn?“

„Nun . . . unser Herr . . . der Gemahl der gnädigen Frau.“

„Wie? . . . die gnädige Frau ist also nicht Wittve?“

„Bewahre Gott!“ . . . gab die Alte zurück . . . „aber Herr von Schellenberg ist schon so lange fort.“

Dann nahm sie schnell eine Zeitung, sah das Datum nach und steckte sie schnell in die Tasche.

„Weshalb verbergen Sie das Blatt?“ fragte die Andere, die es bemerkt.

„Vom zweiten September 1884 . . . eine Zeitung von gestern . . . das hätte einen schönen Schaden anrichten können . . . neue Zeitungen und Briefe dürfen bis auf weiteren Befehl der gnädigen Frau nicht in dies Zimmer . . . hat Ihnen denn die gnädige Frau nicht gesagt? . . .“

„Kein Wort . . . sie hat mir eine Menge geheimnißvoller Instruktionen gegeben, die ich befolgt, ohne sie zu verstehen . . . weiter nichts.“

„Allerdings . . . Sie sind ja erst so kurze Zeit hier . . . da muß Ihnen vieles dunkel bleiben, was sich vor Jahren zugetragen . . .“

Die Jüngere schien zu warten, daß die Aeltere fortfahren sollte; dadurch entstand eine Pause in dem Gespräche.

Die beiden Frauen bewegten sich wieder hin und her, und an den Wänden huschten ihre Schatten

... Schatten von Schatten, möchte man sagen. Endlich konnte es die Jüngere nicht länger ertragen. . . . die Neugier ließ ihr keine Ruhe. „Bitte, erzählen Sie doch“ . . . mahnte sie.

Die Ältere wollte eben anfangen, als sie eine Frau durch die Portiere treten sah, ein schönes, bleiches junges Weib im Morgenanzug. . . . die Andere hatte sie ebenfalls gesehen und setzte schweigend ihre Arbeit fort. . . .

„Wie traurig Sie aussehen, gnädige Frau. . . . wie Sie zittern!“ wandte sich die Matrone an ihre Herrin. . . . „haben Sie doch Muth. . . . jetzt wo er jeden Augenblick kommen kann, bedürfen Sie ihn am meisten. . . .“

„Ich werde ihn haben, wenn es nöthig ist,“ sagte sie dann, sich gewaltsam zusammennehmend. . . . „sind alle meine Anordnungen befolgt, liebe Holmberg? . . .“

„Jeder ist auf seinem Posten, gnädige Frau. . . . hier sind die Zeitungen und Briefe, die ich auf den Tisch legen sollte. . . . ganz wie ehemals. . . . und die Bücher des Kleinen. . . . die Münchner Bilderbogen. . . . Robinson Crusos. . . . die Nummer der Norddeutschen Allgemeinen vom 15. Juli.“

„Gut!“ die Dame wandte sich jetzt an die jüngere Dienstbotin.

„Das Spielzeug des Kindes?“

„Unten im Bücherspind, gnädige Frau.“

„Ist Gustav angekleidet?“

„Zawohl, gnädige Frau. . . . ich habe ihn schon um vier Uhr aufgenommen. . . . er ist im Nebenzimmer mit dem Herrn Doctor. . . .“

„Haben Sie auch nichts vergessen, Lisette? — der schwarze Sammetanzug?“ —

„Ganz wie die gnädige Frau befohlen.“

Diese zog ihre Uhr und warf einen Blick darauf:

„Er müßte eigentlich schon hier sein. . . . ich beginne zu fürchten. . . .“

Doch die alte Frau Holmberg wußte zu trösten. . . . die Wege wären ja jetzt im Herbst so schlecht. . . . und Herr von Dornblatt wäre doch bei ihm, der würde schon sorgen, daß alles recht geschähe. . . . der wußte ja ganz genau, daß der gnädige Herr im Dunkeln ankommen müßte. . . . und es wäre ja erst fünf und der Tag noch so fern. . . . Hier unterbrach sie sich und trat an das Fenster, das nach dem Garten ging. . . . noch kein Schimmer von Morgendämmerung. . . . die alten Bäume just so dunkel wie zuvor. . . . dann ließ sie auch das Rouleau herunter und kam zurück. . . . die gnädige Frau könnten ganz unbesorgt sein. . . . sowie der gnädige Herr käme, bliebe in diesem Zimmer nur die Nachtlampe brennen. . . .

Frau von Schellenberg schien beruhigt. . . . sie

nicht zufrieden mit dem bleichen Haupte und schritt dem Nebenzimmer zu.

„So will ich dem Kleinen zum letzten Mal seine Lektion geben. . . . dann möge der Allmächtige weiterhelfen.“

„Sie wollten mir erzählen, Frau Holmberg,“ erinnerte Lisette, als sich die Thür hinter ihrer Herrin geschlossen.

„Gewiß, Kind! . . . ist es doch von höchster Wichtigkeit für unser Werk, daß Sie von Allem Bescheid wissen. . . . hören Sie also: Vor zehn Jahren heirathete unsere gnädige Frau den Herrn v. Schellenberg. Beide reich und durch wahre Herzensneigung verbunden, konnten die jungen Leute mit vollem Recht für glücklich gelten. Sie lebten wie die Turteltauben miteinander und wurden beliebt und verehrt in der ganzen Gegend. Das Erscheinen eines kleinen, bildschönen Knaben setzte ihrer irdischen Seligkeit die Krone auf. Eines Tages, es sind nun gerade vier Jahre her, spielte Herr v. Schellenberg mit dem Kleinen auf dem Rasen herum, und die gnädige Frau sah ihm lächelnd zu. Plötzlich aber brach sie in helle Thränen aus. Ich stand neben ihr und fragte nach dem Grund. . . . »ach, ich bin zu glücklich!« gab sie zur Antwort. . . . »mein Leben ist zu schön. . . . dies Glück erschreckt mich. . . . es scheint mir fast undenkbar, daß nicht ein großes Mißgeschick sich in der Stille vorbereiten sollte.« . . . Es war gerade der Geburtstag des kleinen Gustav. Am nächsten Tage sollte Herr v. Schellenberg, nach der Rückkehr von der Jagd, bei Herrn v. Dornblatt, seinem besten Freunde, speisen.“

Lisette nickt.

„Das war derselbe Name, den Sie vorhin nannten,“ sagte sie, „der Herr, der mit unserm Herrn hier ankommen sollte. . . .“

„Ganz recht. Ich muß aber noch vorausschicken, daß die gnädige Frau nie ein Feuergewehr ansehen konnte, ohne zu zittern, und daß sie unaufhörlich ihren Gatten bat, nicht mehr auf die Jagd zu gehen. Diesmal legte sie aber soviel Gewicht auf ihren Wunsch, daß Herr v. Schellenberg ihr nicht allein versprach, der morgenden Partie, sondern der Jagd sogar für alle Zukunft zu entsagen. Um seinen Freund aber nicht zu kränken, wollte er mit dem Kinde am Diner theilnehmen.“

„Mit dem Kinde? . . . dem kleinen Gustav?“ wiederholte erstaunt die Andere. . . . „vor vier Jahren? . . .“

„Nein doch. . . . mit diesem nicht. . . . Der war noch nicht geboren. . . . mit dem andern.“

„Mit welchem andern?“

Frau Holmberg machte lebhaftes Zeichen der Ungeduld.

„Unterbrechen Sie mich doch nicht,“ sagte sie,

„und lassen Sie mich auserzählen. Man hatte also dem Kinde seine schönsten Sachen angezogen . . . und wie freute es sich darüber! Die ganze Tischgesellschaft bei Herrn v. Dornblatt hatte nur Augen für den Kleinen. Nach dem Diner rauchten die Herren auf der Terrasse. Da der Himmel bedeckt war, amüsierte man sich damit, nach Schwalben zu schießen, die ganz niedrig flogen, als wenn ein Gewitter im Anzuge sei. Sein Versprechen außer Acht lassend, nahm unser Herr ebenfalls ein Gewehr . . . und durch einen unerklärlichen Zufall . . .“

Frau Holmberg stockte . . . Lisette sah sie erschrocken an . . .

„Allmächtiger Gott!“ flüsterte sie . . . „er tödtete?“

Die Alte bestätigte es durch ein ernstes Nicken des grauen Hauptes.

„Ha . . . Sie haben es ausgesprochen . . . das Kind . . . sein einziges Kind. . . .“

Dann trocknete sie die feuchten Augen und ließ sich tief ergriffen auf einen Stuhl sinken. Lisette legte still die Hände in einander, als wenn sie beten wollte. Frau Holmberg saßte sich bald wieder und fuhr fort.

„Nach einer Scene maßloser Verzweiflung, indem man den Herrn nur mit Mühe zurückhalten konnte, sich zu tödten, sank er bewußtlos nieder . . . und als er endlich wieder zu sich kam, war er wahnsinnig.“

„Und die arme Mutter?“ fragte das Mädchen.

„Sie würde ohne Zweifel dem Schmerz erlegen sein, wenn sie nur allein gestorben wäre . . . aber sie lebte des Kindes wegen, das sie unter dem Herzen trug . . .“

Lisette blickte nach der Thür des Seitenzimmers, als wenn sie eine Frage thun wollte . . . Frau Holmberg antwortete darauf, ohne daß sie laut geworden.

„Jawohl . . . der kleine Gustav, der wenige Monate nach dem entsetzlichen Ereigniß zur Welt kam. Im Zustand des Herrn war bald eine bedeutende Verschlimmerung eingetreten. Doctor Fauten, ein alter Freund des Hauses, sprach sich dahin aus, daß es nur ein Mittel gäbe, den unglücklichen Vater zu retten, und zwar seine schleunige Entfernung aus diesen Räumen. Da er nicht allein reisen, und die gnädige Frau ihn nicht begleiten konnte, so erbot sich Herr v. Dornblatt dazu, der von jenem Tage an ihn auch nicht mehr verlassen hat.“

„Der Herr ist also jetzt geheilt?“ fragte das Mädchen.

„Geheilt?“ wiederholte verwundert die Holmberg.

„Nun . . . da er hierher zurückkehrt!“

Die Alte bewegte verneinend das Haupt.

„Leider ist er noch immer in demselben Zustand. . . .“

Dann brach sie ab und horchte nach dem Fenster hin . . . alles still . . . sie blickte fragend auf Lisette, ob die nicht ebenfalls gehört . . . da! . . . jetzt war's aber gewiß . . . jetzt hatte es noch einmal geklungen . . . das war das Signal, das der Wächter geben sollte, wenn er die Extrapost erkannt . . . bald darauf vernahm sie selbst das Rollen eines schnell fahrenden Wagens . . . kein Zweifel mehr, er kommt . . . dann winkte sie dem Mädchen, daß sie gehen solle. —

„Schnell! Schnell fort! . . . und nehmen Sie die Lampe mit!“

Kaum war die fort, als Frau von Schellenberg aus dem Nebenzimmer kam.

„Frau Holmberg,“ sagte sie mit leisem, geprüfem Ton . . . „habe ich recht gehört? . . . fuhr nicht ein Wagen vor?“

Die Alte trat an's Fenster und blickte vorsichtig hinter dem Rouleau hervor.

„Sie sind es, gnädige Frau . . . Herr v. Dornblatt steigt eben aus und tritt an die Thür. . . .“

„Allein?“

„Ja! . . . doch jetzt sehe ich . . . es sitzt noch Jemand im Wagen . . . nun beugt er sich vor . . . er ist es, gnädige Frau, er ist es! . . . Ich lasse Sie allein und gehe auf meinen Posten.“

Damit huschelte sie ab, wie alter Weiber Art ist, und machte die Thüre ganz leise hinter sich zu.

Einen Moment später trat Herr v. Dornblatt in das Gemach, das jetzt fast einem Krankenzimmer gleich.

Die Dame machte ihm einen schnellen Schritt entgegen.

„Wo ist Arthur?“ flüsterte sie.

„Unten im Wagen,“ klang es ebenso zurück, . . .

„Seien Sie auf Ihrer Huth, gnädige Frau . . . ich wollte mich erst überzeugen, ob alles vorbereitet sei. . . .“

„Alles! . . . wie befindet er sich jetzt?“

„Wie ich schon in meinem letzten Briefe geschrieben . . . weit geringer erregt und über alles sprechend, wie ehemals . . . aber immer noch dieselbe fixe Idee . . .“

„Er fährt also wirklich fort, zu glauben?“

„Daß sein Publikum Ihnen Entsetzen einflößen müsse, und daß Sie ihn verantwortlich machen würden für die unglückselige That.“

Das arme Weib rang in stiller Verzweiflung die weißen Hände.

„O, mein Gott! und ich habe ihn seitdem nur um so mehr geliebt. . . .“

„Ich weiß, ich weiß ja“ . . . unterbrach der Freund . . . „wie oft habe ich ihm Ihre sanften, zärtlichen Briefe vorgelesen . . . nein!“ bekam ich aber jedesmal zur Antwort . . . „das ist unmöglich

... sie kann mir niemals verzeihen . . . niemals! . . .“

Dornblatt trat an's Fenster, um einmal nach dem Wagen hinunter zu sehen . . . „er glaubt immer, daß er von der Polizei verfolgt wird,“ fuhr er dann fort, . . . „daher das fortwährende Drängen nach Wohnungswechsel, die plötzlichen Abreisen und Fluchtversuche. . .“

Frau v. Schellenberg faßte seine Hand und drückte sie.

„O verzeihen Sie, daß ich Ihnen noch nicht genug gedankt für Ihre grenzenlose Hingebung! Welch' entsetzliche Existenz ist Ihnen aus Arthur's Freundschaft erwachsen! Wie viele Stunden, die Ihnen sonst schnell und froh verfloßen sein würden, mußten Sie jetzt fern von Ihrer Heimat, Ihren Freunden verleben, mit einem Unglücklichen, der nicht einmal seinen Verstand hat. O, wie habe ich Sie beklagt, und wie habe ich Sie gesegnet! Sie haben entsetzlich leiden müssen. . .“

Herr v. Dornblatt küßte die Hand, die noch in der seinen ruhte.

„Ich würde mich besser und stärker machen, als ich es in Wahrheit bin,“ entgegnete er schnell und mit einem ängstlichen Blick nach der Thür, „wenn ich Ihnen sagen wollte, daß meine Kraft niemals geschwankt, daß sie niemals in Gefahr gewesen wäre, von der Last meiner Aufgabe erdrückt zu werden; aber Ihre dankbaren, vertrauenden Briefe richteten den sinkenden Muth stets wieder auf. Dann begrüßte ich mit Freuden jene neuliche Nachricht wie das Licht frischer Hoffnung nach langer Krankennacht. Ist denn aber jene Aehnlichkeit wirklich so groß, daß sie im Stande sein könnte, ein Vaterauge zu täuschen? — Denn Arthur . . . vergessen Sie das nicht . . . ist im Besitz seiner Erinnerung geblieben.“

Frau v. Schellenberg öffnete die Thür des Nebenzimmers, damit Dornblatt sich selbst überzeuge.

„Das ist allerdings zum Verwechseln,“ sagte er mit freudigem Staunen; „aber glaubt der Doctor nicht, daß diese Aehnlichkeit nur dazu dienen könne, die Erinnerung an das Geschehene noch lebhafter aufzufrischen?“

„Gewiß!“ . . . war die Antwort . . . „aber er hofft auf ein glücklich Gelingen . . . dieser Hoffnung müssen wir ja auch noch so manches Andere anvertrauen . . . das Uebersehen großer Unwahrscheinlichkeiten . . . wenn Gott nicht seine Hand über uns hält, gelangen wir überhaupt nicht an das Ziel.“

Da kam die alte Holmberg wieder hereingeschüchelt.

„Gnädige Frau!“ tuschelte sie in großer Aufregung . . . „er ist da! er kommt!“ . . . und faßt

in demselben Moment wurden unsichere Schritte vor der andern Thür laut.

„Dornblatt!“ rief es erst gedämpft und dann etwas lauter . . . „Dornblatt!“

Das junge Weib erzitterte beim Klang dieser so lange nicht gehörten Stimme . . . er war es . . . er . . . ihr unglücklicher Gatte. Doch sie durfte nicht länger bleiben; noch einmal winkte sie dem treuen Freunde zu und zog dann die alte Dienerin mit sich hinaus. Schon auf der Schwelle des Nebenzimmers drang der wehmüthig klagende Ton noch einmal an ihr Ohr.

„Dornblatt! . . . hörst Du mich nicht? . . . wo bist Du denn geblieben?“

„Hier bin ich ja, lieber Freund . . . weshalb gingst Du mir nach? . . . ich würde Dich ja geholt haben.“

Mit den Worten öffnete er die Flurthür, hinter welcher der arme Schellenberg sichtbar ward.

Er war bleich und abgehärmt, sein Blick hatte etwas Mißtrauisches und im ganzen Wesen sprach sich jene Unsicherheit aus, die man immer bei Fersinnigen antrifft. Er blieb jenseits der Schwelle und ließ den unasteten Blick ängstlich durch das Zimmer gleiten.

„Weshalb hast Du mich allein gelassen?“ begann er nach beendeter Prüfung.

„Aus Vorsicht, lieber Schellenberg . . . ich mußte doch erst das Haus durchsuchen.“

„Zawohl . . . schon recht . . . doch weshalb ist es so dunkel hier?“

„Auf meine Anordnung . . . ich wollte die Aufmerksamkeit der Nachbarn vermeiden. . .“

Das beruhigte den Kranken etwas und er machte einen Schritt in das Zimmer, dessen Thür der Andere hinter ihm schloß. Schellenberg blieb wieder stehen und spähte mit den Blicken im Zimmer umher.

„Wo sind wir eigentlich?“ fragte er dann, nachdem er nichts Beunruhigendes gefunden.

„Ich sagte es Dir ja bereits . . . in einem Landhause, das ich auf meinen Namen gemiethet . . . Doch Du wirst der Ruhe bedürfen, lieber Freund . . . mache es Dir bequem. . .“

Damit half er ihm den Paletot ausziehen, nahm ihm den Hut ab und trug beides auf einen Stuhl . . .

„Willst Du Dich nicht ein wenig niederlegen?“

Der Kranke bewegte leise ablehnend das Haupt.

„Nein . . . nein . . . ich bin nicht müde“ . . .

Dann befühlte er aufmerksam seine Stirn, als wenn er dort etwas Beunruhigendes suchte . . .

„Seit einiger Zeit fühle ich hier einen Schmerz,“ sprach er weiter . . . „eine Schwere und Mattigkeit“ . . . dabei sah er Dornblatt mit einem ängstlich beobachtenden Blicke an . . . „es giebt Augenblicke, in denen ich fürchte, den Verstand zu verlieren. . .“

Der Freund antwortete nicht darauf, sondern arrangirte ihm die Kissen auf dem Sopha.

„So lege Dich . . . das wird Dir gut thun . . . Du bist heute ermatteter, denn je“ . . . Schellenberg ließ sich widerstandslos zum Sopha führen und sich sanft auf dasselbe niederdrücken.

„Aber nicht entkleiden,“ sagte er . . . „für den Fall einer plötzlichen Flucht ist das immer sicherer“ . . . Dann streckte er sich auf das Polster und legte die Hände unter den Kopf. Dornblatt hatte sich währenddessen in einen bequemen Stuhl gesetzt.

„Wie Du willst,“ gab er darauf zurück . . . „ich habe unterwegs geschlafen und bin nicht müde . . . Du kannst ruhig schlummern . . . ich wache für Dich . . .“

Das übte einen beruhigenden Einfluß auf den Kranken . . . er streckte sich noch behaglicher und bald fielen ihm die Augen zu . . . Der Freund war bei ihm . . . das treue Herz, das jede Gefahr von ihm abhielt . . .

Dornblatt horchte . . . er schlief . . . die Anstrengung der Reise hatte eine vollständige Erschöpfung hervorgerufen . . . sein Athem ging langsam und hörbar . . . das Gesicht war ruhig . . . der zermarterte Geist durfte sich eine kurze Rast gönnen . . . Aber welches Erwachen sollte ihm werden? . . . Wenn des Doctors Plan mißlänge und seine schöne Hoffnung sich in Unheil verkehrte? Wie leicht könnte die Erwartung getäuscht und die Lage noch verschlimmert werden! Nachdem Dornblatt noch zwanzig Minuten gewartet, stand er auf und machte einige geräuschlose Schritte bis zum Sopha. Noch einen Blick auf den unglücklichen Freund; dann die Brust voll frischen Muth geschöpft. Nun nach des Doctors Instruction gehandelt und Gott gebe seinen gnäd'gen Schutz dazu. Leise und vorsichtig öffnete er die Thür des Nebenzimmers.

„Bitte, treten Sie ein; er schläft.“

Die junge Frau ging zögernden Schrittes voran und blickte mit tiefer Wehmuth dem kranken Gatten in's Gesicht; der Doctor drückte Dornblatt die Hand; die alte Holmberg kam mit gefalteten Händen zuletzt; der Knabe blieb im Nebenzimmer bei seinem Spiel.

„Wie bleich . . . wie verändert er aussieht“ . . . flüsterte die Gattin; doch der Arzt nahm sie bei der Hand, wie um ihr Kraft zu geben . . .

„Nur keine Schwäche, gnädige Frau,“ ermahnte er . . . „wir bedürfen unserer ganzen Kaltblütigkeit; denn der Augenblick naht heran . . .“

Die Dame trocknete gehorjam ihre feucht gewordenen Augen und richtete sich wieder auf.

„Sie, Herr v. Dornblatt,“ instruirte der alte Mann weiter . . . „legen dieselben Kleider an, die Sie an jenem Tage trugen . . . Sie finden alles

dort im Cabinet . . . bitte . . . eilen Sie . . . die gnädige Frau nimmt zu seinen Füßen Platz . . . liebe Holmberg, die Morgendämmerung hat begonnen, ziehen Sie die Kouleau auf und tragen Sie die Nachtlampe hinaus . . .“

Als Alles geschehen, was der Arzt gesagt, setzte er selbst sich an's Fenster und nahm eine Zeitung zur Hand.

„Und nun Muth und Selbstbeherrschung, gnädige Frau!“

Das erste Morgenrauen schien trüb in's Fenster und beleuchtete ein trübes Bild. Die Sonne hatte etwas leichenhaftes . . . Das Licht war grau und fahl, und allem, was es beschien, drückte es dieselbe triste Färbung auf . . . als wenn das Leben übergeht in Tod . . . Ein junges, kummerbleiches Weib am Lager ihres geistig gestorbenen Gatten und ein bleicher alter Mann, der eine schwache Hoffnung trägt. Bald aber ist die Sonne höher gestiegen und helles Fröhroth leuchtet durch den kalten Nebel . . . Die blassen Wangen färben sich mit neuem Leben und im Herzen zittert eine frische Hoffnung.

Der warme Strahl spielte dem Schlafenden im Angesicht herum . . . die geschlossenen Augenlider zuckten . . . dann öffneten sie sich . . . der Kopf mit den lichtscheuen Augen wandte sich von den Fenstern ab, der andern Wand zu . . . allmählich nahmen die kalten Züge einen andern Ausdruck an . . . etwas staunendes . . . erregtes . . . wie der Abglanz unerwarteten Wiedersehens . . . er glaubte, sein Zimmer zu erkennen . . . zu genauerer Information kehrte er in die vorige Lage zurück und gewahrte den Arzt, der ihm zunickte.

„Na, lieber Freund,“ redete er auch zu ihm . . . „heute Morgen scheint's besser zu gehen . . . nicht wahr? . . .“

Schellenberg sah ihn noch eine ganze Weile mißtrauisch an, als ob er sich vor ihm fürchtete.

„Sie sind es, Doctor?“ brachte er endlich mit schwacher Stimme hervor.

„Jetzt hat's nicht mehr viel auf sich,“ meinte dieser, die Zeitung weglegend . . . „aber Sie können von Glück sagen, daß Sie so davon gekommen sind . . .“

„Und Sie, lieber Freund, haben ihn gerettet“ . . . wagte sich nun auch die bange Frau hervor.

Beim Tone dieser Stimme zitterte der Kranke; dann richtete er den Blick auf sein lang vermischtes Weib und wandte ihn wieder ab . . . erst hatte ihn Freude erfüllt, jetzt war sie der Furcht gewichen.

Der Arzt hatte die Schwäche bemerkt, von der die Arme eben wieder heimgesucht, und kam ihr zu Hilfe.

„Ich hätte Ihren Mann gerettet, meine Gnädigste?“ sagte er schnell . . . „ich glaube Herr

v. Schellenberg hat es selbst gethan . . . seine kräftige Natur hat die böse Krankheit glücklich überwunden . . ."

Der Irre blickte von seiner Frau auf den Doctor und vom Doctor auf seine Frau; als ob er das alles noch nicht recht begreifen könnte.

"Theurer Arthur!" sagte diese, seine magern Hände nehmend . . . "weißt Du auch, daß wir uns recht um Dich geängstigt haben . . . Du erkennst mich ja gar nicht mehr . . . Aber jetzt erkennst Du mich . . . nicht wahr? . . . ich bin es . . . Deine Marie . . . die Dich liebt und sich Deiner Genesung freut . . ."

Der Kranke zweifelte noch immer . . . er blieb ohne Bewegung . . . der Blick war stier, wie bei Jemand, der sich im Dunkel orientiren will . . . Da klang aus dem Nebenzimmer ein helles: "Mama! Mama!"

Schellenberg zuckte zusammen und richtete sich zur Hälfte auf, während die Frau sich ganz erhob und nach dem Nebengemach ging.

"Komm, mein Kind!" sagte sie, dessen Thür öffnend . . . "sage Papa Gutenmorgen."

Als sie, den blühenden Knaben an der Hand, wiederkam, sprang der Irre wie entsetzt vom Sopha und streckte abwehrend die Arme aus.

"Wie?" fragte der Arzt befremdet . . . "Sie wollen dem kleinen Gustav keinen Kuß geben?"

"Gustav?" wiederholte der franke Mann, mit dem Ausdruck des Schreckens auf dem bleichen Gesicht . . . "Gustav? . . ."

Die Mutter führte ihn noch näher heran und der Knabe streckte furchtlos sein Pütschchen aus.

"Guten Morgen, lieber Papa!" sagte er, mit seiner klaren Kinderstimme.

Der Vater sah ihn starr an, als wenn ihm ein Gespenst erschienen . . . dann strich er sein Haar und besüßte die kleinen Arme . . . endlich stieß er einen Schrei aus, hob ihn an seine Brust empor und drückte heiße Küsse auf den rothen Mund und die zarten Wangen.

"Gustav! mein geliebter Gustav!" rief er einmal über das andere.

Nachdem der Doctor es eine Weile zugegeben, nahm er aber den Knaben aus des Vaters Arm.

"Wir dürfen unsern Kranken nicht gleich zu sehr angreifen," sagte er; "bringen Sie ihn zu seinem Spiel zurück, gnädige Frau . . . er soll sich aber recht still verhalten, weil Papa den Lärm noch nicht vertragen kann . . ."

Die Mutter führte das Kind ab und kam dann aber gleich zurück.

"Was ist Ihnen denn, lieber Schellenberg?" fragte der Arzt; "fühlen Sie sich jetzt weniger wohl als vorhin?"

"Nein!" kam die schnelle Antwort . . . "im

Gegentheil . . . aber sagen Sie mir . . . (hier stockte er, als wenn er nicht direct fragen wollte) . . . Sie sprachen eben von einer Krankheit . . . von einer Gefahr . . . ich bin also krank gewesen?"

"Das will ich meinen!" bestätigte der Arzt . . . "und recht gehörig . . ."

"So, so! . . . und wie ist das gekommen?"

Man sah es der Frau an, daß sie einen gewaltsamen Entschluß faßte.

"Entsinnst Du Dich nicht mehr des Geburtstags vom kleinen Gustav," sagte sie, "und des Diners bei Herrn v. Dornblatt?"

"Gewiß, gewiß!" kam es fast keuchend heraus . . . "das war? . . . wann war denn das?"

Marie stockte; aber der Doctor trat für sie ein.

"Vor acht Tagen," sagte er ganz unbefangen. Der Kranke wiederholte die Antwort; dann athmete er tief auf.

"Es war ein stürmischer Tag und Du hattest schon vorher über Kopfschmerz geklagt," sprach nun die Frau ihre Rolle weiter . . . ihr Gatte nickte dazu.

Marie fuhr in steigender Erregung fort . . . aber sie brachte die Worte nur noch stoßweis heraus . . . es fehlte der wohlthuende Zusammenhang . . . es klang wie das Arbeiten einer Maschine, die am Ausgange ihrer Kraft ist . . .

"Nach dem Diner . . . bei dem es sehr lebhaft zugegangen sein soll . . ."

Da war's vorbei . . . sie machte dem Doctor Zeichen, daß er fortfahren möge, und der that es sogleich. — Der Kranke hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit . . . fast gierig zu . . . als wenn er die Worte schon vernehmen wollte, ehe sie ausgesprochen . . .

"Raum auf der Terrasse angekommen" . . . fährt der Alte fort . . . Schellenberg stößt einen Schrei aus, aber der Erzähler läßt sich nicht beirren, sondern redet schnell zu Ende: "Raum also auf der Terrasse angekommen, sieht man Sie erbleichen . . . schwanke . . . dann sinken Sie bewußtlos in unsere Arme . . ."

Dem Irren war der kalte Angstschweiß vor die Stirn getreten . . . er mußte sich setzen und trocknete ihn mit dem Tuch . . .

"Und . . . was geschah dann?" fragte er mit keuchender Brust . . .

"Sie wurden in schrecklichem Fieber nach Hause gebracht," berichtete der Arzt . . . es artete in Delirium aus. — Erst seit gestern sind Sie außer Gefahr . . ."

Schellenberg ließ den Kopf auf die Brust sinken und erwiderte nichts.

"Voran denken Sie?" fragte der Doctor.

"Ich wundere mich, daß ich mich nicht entsinne . . ."

Der Alte lachte.

„Sie entsinnen sich aber doch, daß Sie gestern Abend ausfahren wollten?“ fragte er.

„Ausfahren? . . . gestern Abend . . . allerdings . . .“

„Sie sieberten fast gar nicht mehr; nur die Ideen waren noch etwas confus . . . bei dem schönen Abend glaubte ich, es erlauben zu dürfen, namentlich da Herr v. Dornblatt sich erbot, Sie zu begleiten . . . Sie erinnern sich doch . . . wie? . . .“

„Freilich . . . mit Dornblatt . . . ja . . . ja . . .“

„Sie kamen erst zurück, als es schon ganz dunkel war . . .“

„Ja! . . . ja! . . .“

„Sie legten sich auf diesen Divan? . . .“

„Ja! . . . ja! . . .“

„Und schliefen ein, bis Sie erst jetzt erwachten . . .“

Schellenberg bestätigte auch dies . . . eine Centnerlast schien von seiner Brust gefallen . . . in den eingefallenen Augen zeigte sich seit langer Zeit der erste freudige Schimmer. Der Arzt erhob sich und nahm Abschied, mit dem Versprechen bald wiederzukommen; Marie begleitete ihn hinaus, um in der Eile sein Urtheil zu hören und neue Instruktion in Empfang zu nehmen.

Mißtrauisch war aber der Kranke immer noch. Die Hoffnung hatte nur die gequälte Seele berührt, wie der Abendwind über welkende Blumen zieht . . . er ist nicht im Stande, die gesenkten Köpfschen aufzurichten, die unter des Tages Hitze gelitten . . . es bedarf erst des befeuchtenden Regens, die kranke Wurzel zu beleben und den siechen Organismus neu zu schaffen.

Schellenberg blickte den Abgehenden nach, bis die Thür sich hinter ihnen geschlossen; dann sah er aus dem Fenster, klopfte an die Möbel, prüfte die Bilder, tastete hier und tastete da, um die Ueberzeugung in sich erstarken zu lassen.

Da ging die Thür auf und Dornblatt trat ein, in demselben Anzug, den er getragen, als die grause That geschah.

„Nun Arthur, wie geht's heute Morgen?“ fragte er mit großer Unbefangenheit . . . „viel besser . . . nicht wahr?“

Schellenberg gab keine Antwort, sondern sah ihn nur starr an.

„Bist Du Marie und dem Doctor begegnet?“ fragte er endlich.

„Nein . . . ich bin von der andern Seite gekommen.“

Doch der Zweifel war schon wieder erwacht und ließ sich nicht so leicht beschwichtigen.

„Hm!“ machte der Kranke deshalb . . . „Du hast sie also heute noch gar nicht gesehen?“

„Nein!“

Der kurze, natürliche Ton schien dem Irren II. 2.

wohlzuthun und das Mißtrauen wieder etwas in den Hintergrund zu drängen. Je mehr man aber hat, desto höher steigt die Begehrlichkeit. Er wollte die Sicherheit auch noch verbrieft und besiegelt haben.

„Es freut mich, Dich zu sehen,“ begann er deshalb nach einer Pause . . . „wollte schon zu Dir kommen, um Dir zu danken für die treuen Dienste, die Du mir auf unseren Reisen geleistet . . .“

„Ja, ja; wir haben ordentlich die Welt durchstreift,“ entgegnete lachend Herr v. Dornblatt . . . „es ist freilich schon ein bißchen lange her . . . jetzt werden's gerade fünf Jahre sein . . . seit Du Dich verheirathet hast, sind wir ja immer still zu Hause geblieben.“ Schellenberg hatte sehr aufmerksam zugehört.

„So?“ sagte er . . . „und in den fünf Jahren haben wir gar keine Reisen gemacht?“

„Ich wenigstens nicht . . . und Du?“

„Nein . . . ich auch nicht!“ antwortete der Kranke schnell.

„Du müßtest denn unsere gestrige Spazierfahrt eine Reise nennen,“ setzte Dornblatt lachend hinzu . . . „hat sie Dir gut gethan?“

„O gewiß, gewiß . . .“

Der Freund nahm den Hut wieder, den er aus der Hand gelegt.

„Doch nun will ich gehen, damit der Doctor mich nicht schilt . . . auf Wiedersehen also.“

Schellenberg hielt ihn zurück.

„Noch ein Wort,“ sagte er . . . „ich bin sehr krank gewesen . . . nicht wahr?“

„Das will ich meinen . . . es stand das Aergste zu befürchten.“

„Und . . . das ist . . . so ganz plötzlich gekommen? . . .“

„Freilich . . . bei mir . . . nach meinem Dinner . . .“

„Ganz recht . . . ich entsinne mich . . . bei Dir . . . vor . . .“

„Vor acht Tagen . . . aber nun lebe wohl . . . heute Abend komme ich wieder . . .“

Noch ein Händedruck und er war zur Thür hinaus.

Der Kranke stand erst eine Weile still; dann ging er unruhig im Zimmer auf und ab . . . befühlte sich, preßte die Stirn, wie im heftigsten innern Kampf zwischen Glauben und Zweifel.

Da kam ihm die alte Holmberg wie gerufen . . . sie war jetzt an der Reihe ihre Scene zu spielen . . .

„Ah, guten Morgen, gnädiger Herr,“ sagte sie . . . „ich suche die gnädige Frau . . . bitte um Entschuldigung . . .“

„So schnell?“ gab Schellenberg zurück . . .

„wundern Sie sich denn gar nicht, mich wiederzusehen?“ —

„O, so schlimm stand es ja doch nicht, gnädiger Herr,“ entgegnete die Alte; „seit gestern hatte uns der Doctor wieder Muth gemacht . . . die letzte Nacht war ja ruhig . . . freilich, 'ne schlimme Zeit haben wir hinter uns . . . davon kann man ein Liedchen singen . . . namentlich ich . . .“

„Weshalb gerade Sie!“ fragte der Herr.

„Weil ich jede Nacht an ihrem Bett gesessen . . .“

„Sie? . . . und weshalb nicht meine Frau?“ —

Die Alte that, als ob sie in's Erzählen käme, sie schlug mit den Händen und strich an ihrer Schürze herum.

„Die Gnädige wollte es ja gern thun . . . und that es auch ein- oder zweimal,“ plauderte sie . . . „dann hat es ihr aber der Herr Doctor verboten, weil es Sie so sehr aufregte . . .“

„So, so?“ unterbrach Schellenberg, „und weshalb regte es mich denn auf?“

„Ja, das weiß ich eigentlich nicht genau zu sagen, gnädiger Herr . . . aber Sie sprachen so viel im Schlaf . . . „meine Frau!“ sagten Sie immer . . . „ich stöße ihr Entsetzen ein . . . sie haßt mich . . . fort! fort von hier!““

Der Kranke sah sie an, als wenn er ihr in's Herz blicken wollte.

„Ah!“ meinte er dann . . . „das sagte ich also?“

„Ach Gott! wohl hundertmal!“ betheuerte die Holmberg.

„Und was noch?“

„Nun . . . noch eine Menge dummes Zeug, wie es ja immer beim Delirium ist . . .“

Die Alte wollte fort; aber Schellenberg hielt sie durch seinen Blick zurück . . . er sog sich förmlich an ihr fest mit seinen Fragen.

„Entsinnen Sie sich keiner Worte mehr, Frau Holmberg?“

„Ja, ja! . . . wer kann aber alles behalten? . . . Dornblatt komm! . . . wir müssen reisen . . .“

„Hm, hm! . . . wissen Sie nicht noch etwas?“

Die Alte lachte und schüttelte den Kopf, als wenn sie sich noch immer darüber wunderte . . .

„Es war zu närrisches Zeug!“ sagte sie . . . „einmal meinten Sie sogar, Sie hätten Jemand umgebracht . . . und wären durch Herrn v. Dornblatt gerettet worden . . . und was des Unsinn's mehr war.“

Anstatt durch die Mittheilung erschreckt zu werden, hatte sie dem Kranken augenscheinlich Freude gemacht.

„Ah! . . . das thut mir so wohl!“ rief er aus . . .

„es ist doch interessant, zu erfahren, was man geträumt hat . . . denn . . . so mitten aus den Fieberphantasien heraus, orientirt man sich nicht so leicht . . . ich danke Ihnen, Frau Holmberg . . . ich danke Ihnen von ganzem Herzen.“

Er reichte ihr die Hand, die von der Alten

geküßt ward . . . dann ging sie gutmüthig lächelnd hinaus; als sie aber auf dem Flur war, trocknete sie den kalten Angstschweiß von der Stirn, und als sie zur gnädigen Frau kam, ihr Bericht zu erstatten, konnte sie fast kein Wort hervorbringen.

„Nun!“ drängte diese mit heißer Ungeduld.

„Gut!“ war die einzige Antwort . . . „gut . . . alles gut!“

Dann schloß sie die Augen, streckte die Füße und redete keine Silbe mehr.

Jetzt kam die Hauptsache für die arme Frau. Nachdem sie der Holmberg den Auftrag gegeben, Niemand hereinzulassen, betrat sie mit bangem Herzen Schellenberg's Gemach.

Als dieser sie eintreten sah, eilte er ihr sofort entgegen und nahm ihre Hand.

„Meine theure, geliebte Marie! wie glücklich bin ich, Dich wiederzusehen! . . . ich habe Dich noch um Entschuldigung zu bitten . . .“

„Um Entschuldigung?“ wiederholte befremdet die Frau.

Schellenberg führte sie zum Sopha und ließ sie neben sich sitzen.

„Ich bin vorhin . . . seltsam . . . gegen Dich gewesen,“ begann er darauf. — „Das waren aber noch die Nachwirkungen des entsetzlichen Traumes, der mich während der ganzen Krankheit auf die Folter gespannt . . . ich bildete mir nämlich steif und fest ein, ich hätte bei Dornblatt . . .“

Er hielt inne . . . er vermochte noch nicht das Wort über die Lippen zu bringen.

Die Frau half ihm schnell darüber hinweg . . . sie konnte es auch nicht hören.

„Ja, ja!“ . . . sagte sie . . . „ich weiß . . . ich weiß!“ . . .

„Das ist aber noch nicht alles,“ fuhr der Kranke fort . . . „ich glaubte auch, daß Du mich nicht mehr liebtest . . . daß ich ein Gegenstand des Abscheus für Dich geworden wäre . . . weil ich . . . in meinem Fieber mir einbildete . . .“

Die Frau unterbrach ihn abermals.

„Wie konntest Du so etwas auch nur im Traum denken? Wenn wirklich der Himmel ein solches Unglück über uns verhängt, wärst Du dann nicht am meisten zu beklagen gewesen von uns beiden?“

Der Mann bejahte.

„Nun siehst Du wohl! . . . Wenn man sich also liebt, wie wir uns lieben, ist es dann nicht die Pflicht dessen, den minder schwere Last drückt, die Wunden des Andern mit mildem Trost zu heilen? Wie konntest Du also glauben, daß ich Dich hassen würde, wo mein Herz um so stärker zu Dir hindringen mußte?“

„Ja . . . allerdings,“ gab Schellenberg mit wieder beginnender Unruhe zurück . . . „aber, weshalb sagst Du mir das?“



„Weil — weil ich Dich überzeugen wollte, daß, wenn der entsetzliche Traum selbst Wahrheit gewesen, meine Liebe zu Dir nur zugenommen haben könnte . . .“

Der Kranke ließ ihre Hand los . . .

„Ich verstehe,“ sagte er mißtrauisch . . . „aber . . . wo ist er denn? . . .“

„Wer? . . . Gustav? . . .“

„Ja! . . . wo ist er? . . . ich will ihn sehen . . . ich will mit ihm allein sein . . . ganz allein . . .“

Die Frau zögerte noch, den Knaben zu rufen.

„Fürchtest Du nicht — —?“ begann sie zitternd.

„Was denn? — — — was sollte ich fürchten?“

„Du bist noch leidend . . . er ist so lebhaft . . . so unruhig . . .“

„Thut nichts!“ rief Schellenberg unter dem Einfluß nervöser Ungeduld . . . „ich will ihn sehen . . . unter allen Umständen . . .“

Dann stand er auf und zog die Gattin mit sich empor. Jetzt mußte diese gehorchen, wenn sie nicht alles auf's Spiel setzen wollte . . . zitternd öffnete sie die Thür des Nebenzimmers; dann athmete sie erleichtert auf . . . es war ihr eine Frist gewährt worden . . . allerdings nur eine Galgenfrist . . . das Kind war bei seinem Spiele eingeschlafen . . . es konnte jetzt nicht Rede und Antwort stehen . . .

„Er schläft,“ flüsterte Marie zu ihrem Manne empor . . . „wede ihn nicht auf . . .“

Der Kranke sah den Knaben lange aufmerksam an; dann zog er die Gattin sanft an sich und hauchte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Du wirst ihn mir schicken, wenn er erwacht ist . . . nicht wahr?“

Sie nickte und trat dann leise zu dem Kinde ein.

Schellenberg hätte beinahe laut aufjubelt vor Freude: „also doch wahr! . . . nichts wie ein böser Traum,“ er hatte das Kind ja zu deutlich gesehen . . . in diesem Moment, jetzt konnte er glauben . . . jetzt hatte er keine Ursach' mehr zum giftigen Zweifel . . . Er öffnete das Fenster und zog sich die kranke Brust voll frischer Morgenluft; dann setzte er sich an den Tisch und fand seine Lieblingsbücher . . . in der Zeitung den begonnenen Feuilletton-Roman . . . er versuchte wieder zu lesen, aber es ward ihm schwer . . . es machte ihn müd . . . er stützte den Kopf in die Hand und ruhte sich wieder . . . Da hörte er draußen eine Stimme rufen . . . „Frau Holmberg!“ . . . und gleich nachher ein leises Geräusch auf dem Fensterbrett.

Schellenberg sah sich um . . . ach! die neuen Zeitungen! . . . Da der Briefträger das Fenster offen sah, wird er sie aus Bequemlichkeit hineingeschoben haben.

Er nahm das Blatt, faltete es auseinander und las darin. Nach einer Weile hörte er wieder auf . . . „der 3. September 1884?“ . . . Das mußte ein Irrthum sein . . . er legte die Zeitung wieder fort und prüfte andere, die auf dem Tisch lagen . . . das war doch aber seltsam! . . . was sollte er davon denken? . . . Die Unruhe faßte ihn wieder, aber er versuchte sie gewaltsam zu unterdrücken . . . er recapitulirte . . . Gustav ist 1876 geboren . . . also nach dem Datum dieser Zeitungen vor acht Jahren . . . und das Kind, das er eben so deutlich vor sich gesehen . . . das war doch unfassbar! . . . und dennoch mußte es sein! . . . Er drückte sich die Stirn . . . sollten die alten Fieberphantasien wiederkehren? . . . doch nein! . . . diese Daten können keine Trugbilder sein . . . dahinter muß sich ein Geheimniß verstecken, das der wirre Geist nicht zu durchdringen vermag . . . Das Blut drang ihm siedend heiß zu Kopf . . . er konnte die innere Angst nicht länger ertragen . . .

„Marie! . . . Marie!“ entwand es sich der gequälten Brust.

Mit der Gerufenen trat auch der Arzt aus dem Nebenzimmer . . . Schellenberg konnte nicht sprechen . . . die Aufregung übermannte ihn . . . er hielt ihnen die Zeitungen hin . . . die Frau schrak zusammen, der Doctor blieb ruhig . . . es entstand eine Pause.

„Habt Ihr das Datum gesehen?“ fragte der Kranke endlich.

„Gewiß, lieber Freund.“

Schellenberg wandte sich jetzt zu Marie.

„Ich sagte Dir vorhin, daß ich einen bösen Traum gehabt,“ begann er ernst . . . „aber es war kein Traum . . . es war Wirklichkeit . . . man versuchte mich zu täuschen . . . denn ich entsinne mich sehr gut des Geschehenen . . . ich entsinne mich nur zu gut. — Auf der Terrasse angekommen, wo sich das Kind hinter einen Strauch versteckt, nahm ich ein Gewehr . . . wartete mit gesenktem Lauf, daß ein Vogel mir in den Schuß kommen sollte . . .“

Hier packte ihn plötzlich wieder die Verzweiflung, und er schrie in Tönen, daß sie den Hörern das Herz zerrissen.

„Der Vogel kam . . . aber im Moment, wo ich losdrückte, trat Gustav hinter dem Strauch hervor . . . er empfing die volle Ladung und sank todt . . . todt . . . auf den Rasen nieder . . . da! . . . da! . . . ich sehe ihn noch vor meinen Augen . . .“

Der Unglückliche war leichenblaß geworden und sank zum Tode matt auf einen Stuhl.

„Und nun erkläre mir,“ fuhr er mit schwacher Stimme fort . . . „wer das Kind ist, das ich so eben gesehen . . . dies war ein Traum . . . wie? . . . ich habe nur geglaubt, ihn wiederzusehen . . . ich habe es eben nur geglaubt?“ —

Er machte eine Bewegung nach der Thür des Nebenzimmers, als diese sich öffnete und Dornblatt, den kleinen Gustav an der Hand, ihm entgegentrat. —

Schellenberg fuhr sich mit der Hand über die Stirn und rieb sich die Augen:

„Doch nein! . . . nein! . . . Du bist es!“ rief er aus . . . „antworte mir, Gustav, ob Du es wirklich bist!“

„Ja, lieber Papa!“ sagte das Kind mit klarer Stimme.

Schellenberg hielt sich an dem Tisch, um nicht zu fallen.

„Dann kannst Du also nicht Gustav sein!“ feuchte er . . . „und wenn Du nicht Gustav bist, wer bist Du denn?“

„Ich bin mein kleiner Bruder!“ sagte das Kind unbefangen.

Da war es, als wenn ein Schleier sich hobe von dem lange umnachteten Geist des armen Kranken . . .

„Ah! . . . jetzt verstehe ich . . . jetzt verstehe ich!“ . . . rief er schluchzend . . . dann nahm er



Schiffbruch. Originalzeichnung von Th. Weber-Paris.

Der Kranke sah ihn wieder mit jenem unheimlichen Blick an, der immer das Mißtrauen begleitete.

„Ja . . . aber . . . wie alt bist Du denn? . . . sage mir doch wie alt Du bist?“

Das Kind blickte erst zur Mama und dann zum Doctor empor.

Das war nicht vorhergesehen; die Frau zitterte, aber der Arzt blieb ruhig. So oder so; nun mußte es zu Ende geführt werden.

„Nun, mein Kind,“ ermunthigte er . . . „sage doch dem Papa Dein Alter.“

„Vier Jahre!“ kam es mit freundlichem Lächeln heraus.

das Kind in seine Arme und küßte es mit Inbrunst auf Mund und Wangen.

„Er weint,“ flüsterte der Arzt zur jungen Frau . . . „er ist gerettet.“

„Aber der Andere,“ sagte Schellenberg wehmüthig, als er den Kleinen wieder heruntergesetzt . . . „ich habe also doch nicht geträumt? . . .“

Da nahm Marie seine beiden Hände und blickte ihn an mit den großen, feuchten Augen:

„Gott hat ihn uns wiedergegeben, Arthur?“

Und Gott gab ihnen alles andere ebenfalls wieder, die Vernunft, den Trost und das stille Glück. —

## Die Erziehung einer neuen Generation.

Son

Dr. med. Hermann Klendke.

(Fortsetzung.)

Einmal entstammen Ehen, in denen die Mutter nervös und schwächlich ist, der Vater abgehetzt und überreizt, sehr oft Kinder mit nervöser Belastung, reizbar, launisch, ohne Gleichgewicht der Stimmung, ohne Willenskraft, zerfahren, mit früh erwachender Sinnelust, Neigung zu allerlei Streichen, dann aber wird sehr oft auch die Erziehung vernachlässigt und später, statt im Hause und sein individualisiert zu geschehen, Pensionen überlassen.

Nervöse Eltern überlassen sich auch ihren Kindern gegenüber oft ihren Launen und schnellem Stimmungswechsel, bedrohen die Kinder erst und schüchtern sie ein, um sie dann mit Zärtlichkeiten zu überhäufen, sie lassen den Kindern ihre Passionen und Schwächen merken. Da nun aber die ganze Erziehung auf Nachahmung beruht, so ahmen die Kinder leicht dieselben Fehler nach, werden launisch, eigensinnig, werfen sich auf den Boden, wenn ihnen etwas verweigert wird, um dann wieder in stürmischer Zärtlichkeit den Eltern um den Hals zu fallen. Alle diese Fehler der Erziehung rächt das spätere Leben furchtbar, entweder daß durch harte Selbsterziehung diese Fehler allmählich in schweren Kämpfen überwunden werden, oft so, daß solche Kinder in den Konflikten des Lebens zu Grunde gehen.

Reiche Eltern gewähren nun gar in Affenliebe den Kindern alle Genüsse von früh auf, die ein Kind sich erst verdienen soll durch Arbeit und Leistungen, statt der Phantasie des Kindes freien Lauf zu lassen, die in ihrer frischen Empfänglichkeit und Dichterkraft aus unbedeutenden Gegenständen sich selbst eine reiche Welt schafft, aus einem Sandhaufen einen Feenpalast, einem Stück Papier ein Schiff, einem Stab ein stolzes Ross, überhäuft man die Kinder mit kostbaren kunstreichen Spielzeugen, welche eher die Phantasie lähmen, und macht sie so frühe blasirt und anspruchsvoll, man schleppt die Kinder mit in Theater, Concerte, Restaurationen, bei reichen Leuten umschmeicheln Diensthofen das Kind, und fertig ist

der spätere Geck und die Modedame, die, wenn einst das Schicksal ihnen die Glücksgüter raubt, oft auf der Anklagebank wegen falschen Spiels, Unterschlagung, Vergehen gegen die Sittlichkeit etc. enden.

Jean Paul sagt einmal: Wenn der liebe Gott wohl will, dem bescheert er eine entfagungsvolle Jugend und wahrhaftig, wenn sie nicht mit allzu bitterer Entfagung verbunden ist, welche die Geisteskräfte lähmt, so ist sie auch eine große Wohlthat.

Heute spricht und liest man immer von zunehmender Democratisirung der Gesellschaft, ich möchte vielmehr von einer allgemeinen Aristokratisirung sprechen, nicht allgemeine Gleichheit wird angestrebt, sondern allgemeine Vornehmheit, wie bei dem Soldatenspiel der Kinder oder Schützenfeste in Trippstrille, giebt es lauter Corporale und Offiziere aber keine Gemeinen mehr. Man ist zu vornehm sein Kind zu stillen, zu vornehm sein Kind zu erziehen, aber nicht zu vornehm um alle Unsinnigkeiten und Unwürdigkeiten der Mode mitzumachen.

Die überwiegende Mehrzahl kennt das Ideal: ein voller wahrer Mensch zu sein, was Goethe eine „Natur“ nannte, gar nicht, ihr Gespräch, ihre Romane, ihr Sehnen, ihr Ziel ist „Cavalier“ oder Gentleman, zu deutsch Reserveoffizier zu sein, also der Schein jenes Ideals. Demnach müßte man heute einen Erziehungsroman wie Wilhelm Meister abändern. Faust und Wilhelm Meister müßten als Reserveoffiziere endigen. So ist es bei den höhern Klassen, von den niedern empor strebenden aber münden leider die Meisten, wenn es ihnen möglich ist nach ihrem Belieben ohne Zwang des Erwerbs zu leben, in die falsche Vornehmheit ein, in den Schein eines wahren menschlich freien und edeln Benehmens, in den hohlen Schein der „Gesellschaft,“ weil es so sich schickt, Mode ist und man eben doch in der Gesellschaft leben muß.

Was ist nun dieser allgemeine Tyrann, dem Alles die Knie beugt, die Mode eigentlich? Ein

Surrogat, ein Surrogat der Sitte, wandelbar mit jedem Lusthauch, stets wechselnd in wilden Capriciossprüngen und hinter ihr her die gehorsame Menschheit. Die Mode ist einmal der Beweis der frei gestaltenden Schöpferkraft des Menschen, die unablässig neue Formen und Gestalten erfindet für seine Umgebung, dann aber auch ebenso ein Beweis für den Mangel an selbstständigem Urtheil und Willenskraft, für den psychologischen Zwang, der auf ihm lastet, und mit einer Idee ihn grade so widerstandslos gefangen nimmt, wie eine Seuche mit den Bacterien. Man kann getrost von einer Ideenanstekung reden, man kann von einem Heerdeninstinkt reden, einem Ueberbleibsel einer früheren Entwicklungsstufe des Menschen, einem Heerdeninstinkte, der die Herde kopfüber hinter dem Leithammel her treibt, sei es auch in den Abgrund. Die Mode hypnotisirt die Menschen, beraubt sie ihrer selbstständigen Willenskraft, sodaß der seelische Mechanismus nur noch im Dienste einer fremden Willenskraft arbeitet. Man sehe nur einmal, wie auf der Straße ein Haufen Menschen starr und stumm steht vor einem Mädchen, das blutend am Boden liegt, vor einem Kanarienvogel, der seinem Bauer entfliegen auf einem Hausgiebel sitzt. Sprachlos starren sie das Ding an, immer größer wird der Haufe, bis endlich ein Witzwort die seelische Spannung löst oder der Schutzmann die Menge auseinandertreibt. Ist das etwas anderes, als der bekannte Hypnotisierungsversuch, daß ein Huhn, das man einige Zeit mit dem Kopfe fest niedergedrückt hat und gezwungen einen Kreidestrich zu fixiren, auch nach Aufhebung des äußeren Zwanges regungslos verharrt in der seelischen Spannung, in die es länger dauernder einformiger äußerer Eindruck versetzte!

Bei Kindern kann man dieses lautlose Anstarren eines seltsamen Eindrucks, sodaß sie ganz entrückt der andern Umgebung erscheinen, beobachten: „Sie sperren Mund und Nase auf.“ Sehr viele Erwachsene bleiben nun, abgesehen von der wachsenden Klugheit und Berufstüchtigkeit, doch als Menschen große Kinder, ihre selbstständige Urtheils- und Willenskraft bleibt schwach und wird leicht von einem starken Eindruck gänzlich gelähmt. Hier setzt denn dann die geistige Nachahmung, Ansteckung durch Ideen, die Mode ein. [So lange die Menschen solch Heerdenthiere bleiben, werden sie wohl auch immer einen Leithammel brauchen, der selbstständige Ideen hat und durch Willenskraft über sie hervorrage, so lange wird unsere Verehrung immer noch mehr den Heroen und Genien, als dem „gleichen“ Haufen gelten müssen.] Auf der Nachahmung beruht alle Erziehung des Kindes, die Nachahmung beherrscht die großen Kinder, die Erwachsenen.

Nur in diesem Sinne kann man auch der Redensart Recht geben „Kinder aus gutem Hause“,

weil gewöhnlich die Kinder die Manieren und den Charakter der umgebenden Erwachsenen nachahmen, sehr oft allerdings auch den schlechter Dienstboten. Ich würde mehr vorziehen Kinder, die schon frühe eine Selbstständigkeit des Willens und Charakters und dabei Gemüthstiefe an den Tag gelegt haben. Denn solche Kinder sind selbst in der schlechtesten Umgebung unverwundlich. In ihnen ist ein solcher Drang zur Selbsterziehung nach hohen edlen Mustern, daß jede geistige Ansteckung von ihrer gesunden Natur im stählenden Kampfe überwunden wird. Freilich sind sie Ausnahmen und die Erziehung im Ganzen und Großen hat einfach zu thun, als spielte sich das Seelenleben nach unabänderlichen Gesetzen unabänderlich wie Naturgesetze ab, hat zu thun mit Menschen, die mehr Empfänglichkeit als Selbstständigkeit haben, mehr Egoismus und Bequemlichkeit, als das rastlose Streben nach Bervollkommnung und Lust, sich der Menschheit zu opfern.

Man kann im modernen Leben und durch die ganze Geschichte beobachten: auch die edelste, beste, vortrefflichste Einrichtung und Idee muß Mode werden, wenn sie wirken will. Nicht bloß Crinoline und Hutfaçon, nicht bloß ein Vergnügungs- und Badeort, ein Restaurant wird Mode, Mode muß auch ein Schriftsteller, Arzt, Prediger werden, ehe er wirksam werden kann, Mode muß die Freiheit werden, sonst lehnen sich die Bauern gegen die Freiheit auf, wie in Oesterreich zur Zeit Josefs II., in Rußland, Mode die Kartoffel, die Wohlthäterin der Armen, sonst verhungern sie lieber, ehe sie die ungewohnte Frucht essen, wie in Frankreich. In der Kunst giebt es eine Mode, einmal Renaissance und verachtet ist, wer auch am Rococo etwas Gutes findet, dann plötzlich ist Rococo wieder dran u., in der Wissenschaft giebt es Modetheorien, einmal Hegels Allvernünftigkeit, dann glaubt alle Welt Schopenhauern und Herrn von Hartmann, daß diese ganze Geschichte von Schöpfung und Erde eine furchtbar unvernünftige Sache sei, in der Medicin erst recht: Ein Arzt hat einem Sänger die Nase ausgebrannt, der kann plötzlich wieder das hohe A singen, sofort läuft das ganze Sängertum zu dem Specialisten und läßt sich für schweres Geld die Nasen ausbrennen, man läßt sich Tollwuth impfen, magnetisiren, Rückenmark dehnen, Bauch aufschneiden — denn es ist Mode. Wenn die Menschen für gute hohe Ideen dieselbe blinde Anhänglichkeit an den Tag gelegt hätten, als für Charlatanerien, die ihrer persönlichen Eitelkeit schmeicheln (gewöhnlich halten sich solche Narren noch für recht groß, daß sie so ihren Zeitgeist begriffen haben und für diesen Zeitgeist sich opfern, wie sich die Indier unter die Füße der heiligen Ochsen legen und sich von ihnen treten lassen), ich sage, wenn sie denselben Fanatismus

in selbstständiger Ueberzeugung für das Edle und Gute immer hätten, wie unendlich weiter würde heute die Menschheit sein!

Wenn heute an allen schöugelegenen Orten plötzlich Schwemningeranstalten entstehen, so möchte man glauben in Deutschland schössen die Schmeerbäuche aus dem Boden und Deutschland sei ein Land von Falstaffen, aber nichts Neues unter der Sonne. In Rom waren bis 23 v. Chr. nur warme Bäder Sitte, als nun aber der freigelassene Antonius Musa den Kaiser Augustus von einer gefährlichen Leberkrankheit durch Anwendung der Kaltwassertur heilte, errichtete man Kaltwasserheilanstalten an allen Orten des römischen Reiches, das edle Bajae, unser Ostende vielleicht, oder Baden-Baden, das jeder edle Römer und fürtreffliche Römerdame zu besuchen für Gebot der feinen Sitte ansah, das edle Schwefelbad wurde schände verlassen, Actien sanken 200 %/o, aber man war auch dankbarer als heute, man errichtete auch dem Arzte aus freiwilligen Beiträgen eine Statue — wo bleibt Ihr Dickbäuche mit Eurer Dankbarkeit in Deutschland? Ja auch das Vielessen und sich Mästen war eine Mode wie heute das Magerwerden, seitdem Fürst Bismarck mit Schwemninger's Hilfe sich wieder mager und damit weniger reizbar und kampfluftiger gemacht hat. Die englische Gesellschaft nahm es dem Lord Byron stark übel, daß er sie wegen ihres Vielessens verspottete und selbst bis zum Fasten wenig nahm. Denn damals hatte sich der Prinzregent gemästet und es galt für fein und fashionabel sich ebenso fett zu machen. Was werdet Ihr aber erst edle Ritter vom Pegasus, Ihr erhabenen Dichter mit Havelock, Zwieter und Schlapphut, die Ihr mit Eurer Dichtung alle die Herzen von Anna, Susanna, Johanna, Marie besiegt, was werdet Ihr sagen, wenn ich behaupte, auch das Dichten ist Mode! Unter dem römischen Kaiser Augustus und seinen Nachfolgern litt ganz Rom an der Dichtwuth und man konnte nicht sich in einen stillen Winkel retten, ohne daß ein Dichter einen verfolgte, um einem seine Verse vorzulesen, vor 100 Jahren in der Sturm- und Drangperiode war auch die ganze gebildete Jugend in poetischer Verzükung, in süßer dichterischer Schwermuth, ja sogar der poetische Selbstmord Werthers steckte an und wurde Mode.

Und Ihr, lustige Bergseze, wie werdet Ihr mich schelten, wenn ich behaupte: Noch vor 100 Jahren galten die Alpen, wie jedes schwer wegsame Gebirgsland, für Einöde und Schrecken für jeden Wanderer und die Dichter besangen die Fruchtbarkeit der lieblichen Ebenen mit ihren Getreide- und Kleeefeldern und bunten Wiesen. Seit Rousseau kam dann die Naturschwärmerei auf, man fand jene Alpenketten „romantisch“ und heute fühlt sich jeder

halbwüchsige Junge unglücklich, wenn er nicht bergsezen und craxeln kann.

Ja auch die Liebe ist Mode: Wenn der Referendar sein Affessorexamen bestanden hat und das Lob seiner Vorgesetzten erhalten, fliegen ihm die zärtlichen Blicke der Damen zu und an seine Brust dichtgesät die Cotillonorden, sobald ihn aber eine Cabale trifft, er eines Vorgesetzten Reid erregt hat und Mißgunst, sofort dreht ihm die ganze Gesellschaft achselzuckend den Rücken, schön Susannchen höchstens noch mit einem verstohlenen zärtlichen Seitenblick, aber sie dreht. Wie lob ich Dich dagegen, herrlicher Mann, der Du unbekümmert ob sie Dich loben, schelten, lieben, verfolgen, Deinen Weg wandelst nicht nach der Geheimrathswürde, sondern nach dem Menschheitsideal, wie lob ich Dich, deß Wahlspruch ist das wahre „Excellior“, nicht eine höhere Stufe der Thierheit, sondern die hohe Stufe, die erst berechtigt sich zu nennen Homo sapiens. Erst Du adelst die Menschheit dadurch, daß Du das Ebenbild Gottes bist, wenn die Anderen ihre Würde verkaufen, um ihrer Thierheit zu dienen!

In Dir leben Tausend Seelen, von denen der Einzelne aus der Menge nur eine besitzt, darum ist es ihre Bestimmung Anlehnung an andere Theilseelen zu suchen, Dein Beruf aber ihnen muthig voran zu gehen. Wenn diese Theilseelen sich begnügen „artige feine Leute“ zu sein, sei Du mehr, sei Du eine edle starke Seele, die auch den Tod nicht fürchtet.

Es wäre nun aber thöricht, die Mode, die Nachahmung, die Ansteckung durch Ideen bloß anzuklagen. In dem Culturhaushalt der Menschheit, wie sie heute ist, ist dieses Gesetz das erste Mittel, um Ideen zu verbreiten und die großen Massen zu bewegen. Jene großen starken Geister sind die Erreger von Electricität, die Massen sind die Leiter des elektrischen Stromes. Es dauert lange, bis der Widerstand überwunden ist in dem Leiter, aber dann folgt auch ein dauernder Strom. Jene großen Seelen mit selbstständigen Ideen und hervorragender Willenskraft, die Könige, Propheten, Helden, Dichter sind in dem Culturhaushalt, was die Erregungsnerven des Herzens sind, die Massen sind die Hemmungsnerven, beide in Wechselwirkung bringen eine gleichförmige Bewegung hervor.

Aber die Aufgabe der Erziehung bleibt es doch, immer mehr Menschen vom Bewußtsein zum Selbstbewußtsein zu erziehen, von der bloßen Nachahmung und Anschließen an Sitte und Mode zu selbständigem Urtheil und selbständigem Handeln. Denn weder hohe Geschicklichkeit im Berufe, Gelehrsamkeit, Scharfsinn machen die höchste Stufe der Menschheit aus, sondern nur das eigene Urtheil und selbständige Willenskraft mit Herzensgüte verbunden geben dem

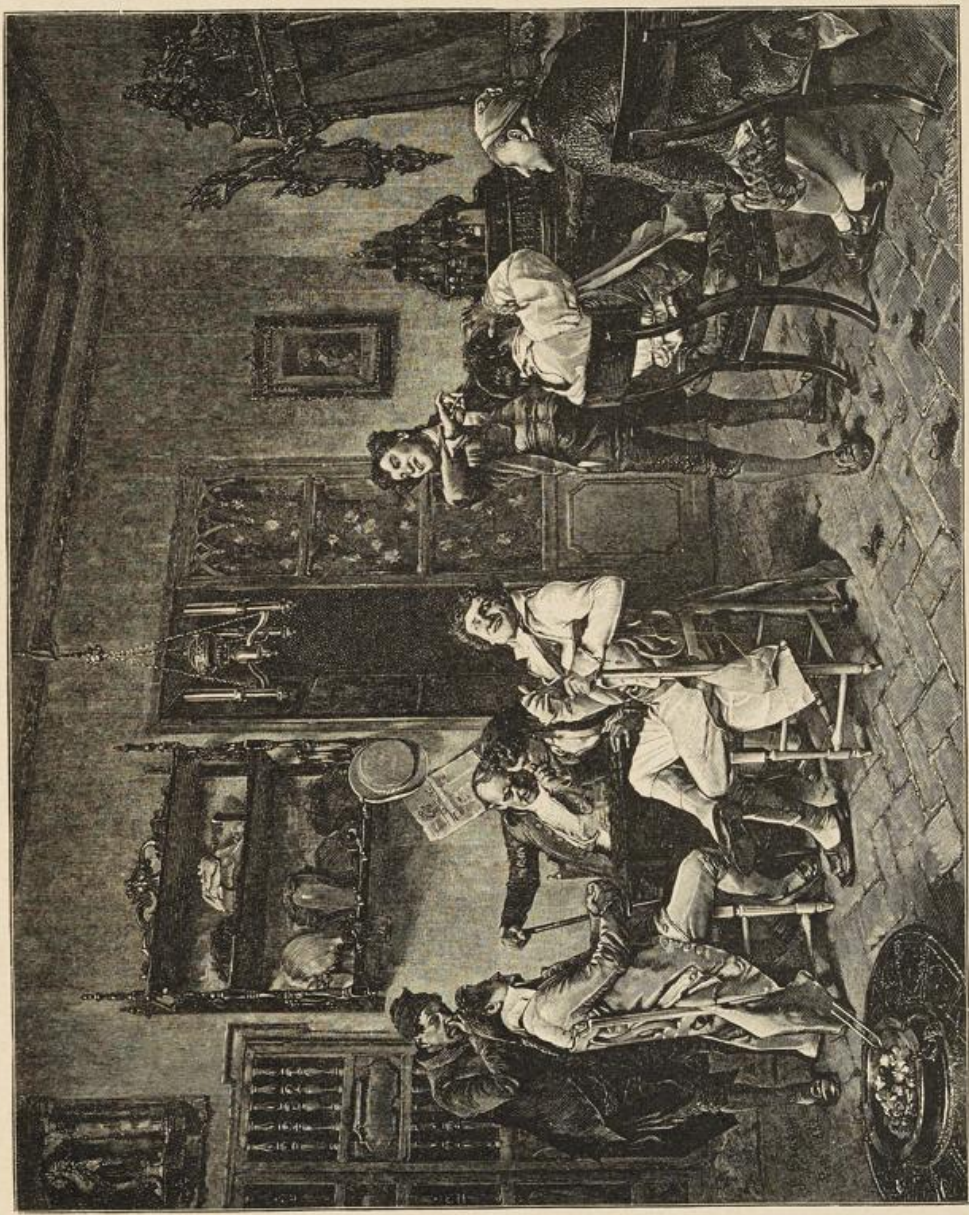
Menschen die wahre menschliche Freiheit, machen ihn zum Ebenbild des schöpferischen Gottes. Man begeht hier gewöhnlich die große Verwechslung der Begriffe, daß man glaubt, Leute von hoher Intelligenz wären selbstverständlich auch Leute von hoher Vernunft und von selbstständigem Urtheil, von Charakter. Es giebt aber, und dies ist sogar die Mehrzahl, und sogar die, welche der Staat zu seinem Dienste bevorzugt, es giebt mehr Leute, bei denen eine Gehirnpartie einseitig hoch entwickelt ist, und die deswegen hohe Stellungen bekleiden, im Uebrigen aber gehören sie zum Haufen. Intelligenz und Vernunft (letztere als harmonische Auszubildung aller Geisteskräfte gedacht) gehen gewöhnlich in unserem Culturzustande nicht parallel und in dieser Beziehung ist unsere Cultur ungesund. Sie erzieht eine Menge Talente, aber keine hohen Menschen von harmonischem Wesen und Freiheit in selbstständigem Urtheil und selbstständiger Willenskraft.

Was ist denn für ein Unterschied zwischen einem Ameisenhaufen, in dem jedes Individuum seine Rolle hat, diese Berge ebnen, jene Strohhalme herbeischleppen, die todte Individuen fortbringen und jedes seine Bahn zieht zu bestimmtem Zwecke, und dem Getriebe einer Großstadt, wo schließlich auch Jeder um sich zu nähren und zu vermehren tummelt und treibt, außer daß wir Menschen die Fähigkeit haben über diese unsere Arbeit und unser ganzes Wesen und Treiben nachzudenken und unser Leben nach unseren Idealen zu gestalten. Von wie Vielen wird nun aber die Fähigkeit gebraucht? Wieviele wachen ihr ganzes Leben lang nicht auf, und wenn sie einst sterben, muß ihnen sein wie dem Müller, der aufwacht, wenn seine Mühle steht und das geschäftige Klappern aufhört.

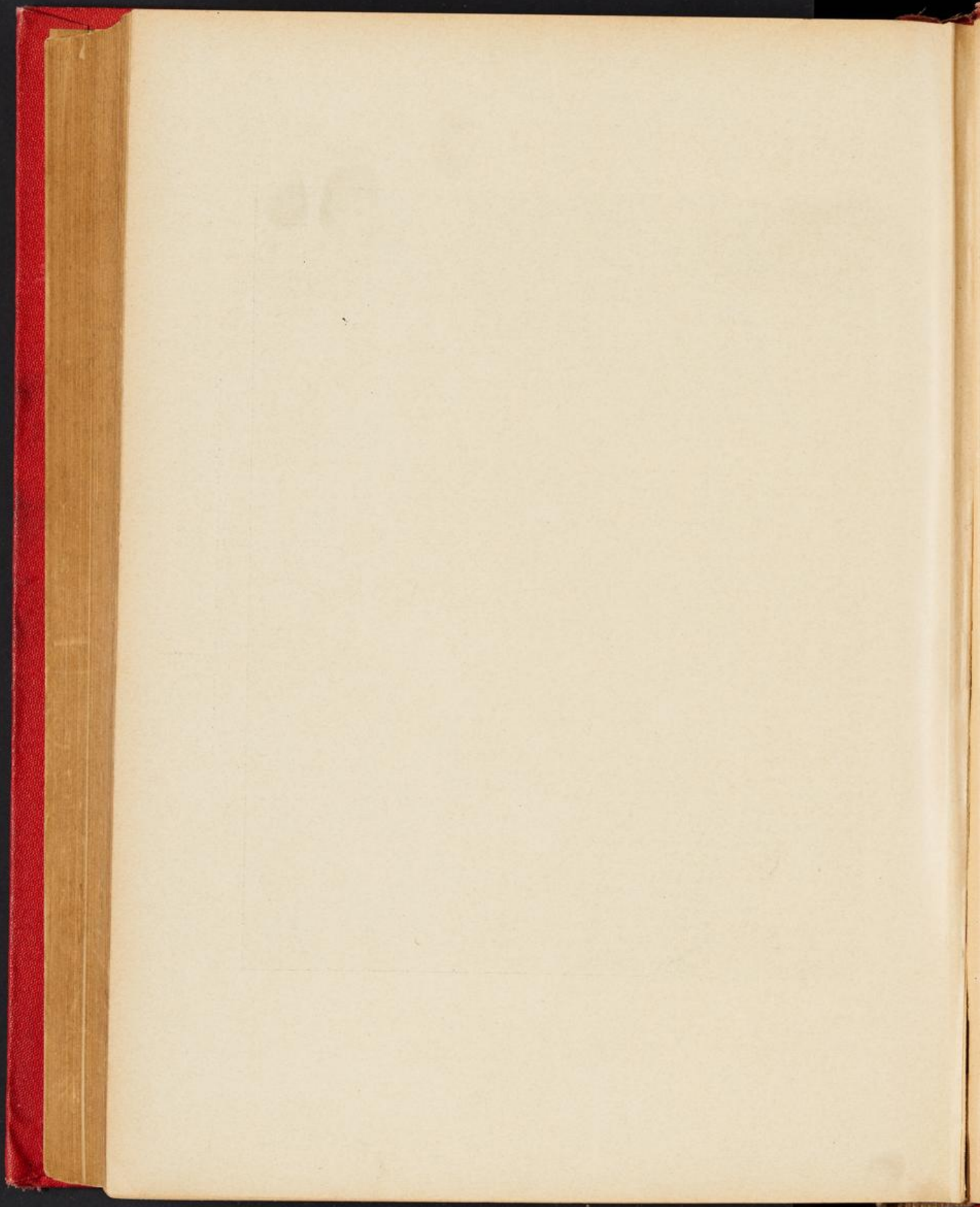
Es giebt ein Sprichwort: Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme, dagegen steht der Ausspruch Schillers: Doch der Schrecklichste der Schrecken, ist der Mensch in seinem Wahn. Es ist ja richtig, daß das dunkle Gefühl, die sogenannte Zeitstimmung, manchmal sich als gesunder und treffender erweist, als der logische Scharfsinn gelehrter Männer, die in gewissen Ideen blind befangen sind, aber ebenso oft wird dieser Volksinstinkt irreführt und schlaue benutzt von Politikern und intriganten Zeitungsschreibern, ebenso oft ist die öffentliche Meinung verfälscht und ungerecht. Wie und woher entsteht die öffentliche Meinung, wie wächst sie so schnell und erlangt solche unwiderstehliche Macht? Es wäre, um diese Frage zu beantworten, eine analoge psychologische Analyse nothwendig, wie sie die Mathematik in der Differential- und Integralrechnung hat um die Gesetze zu finden, nach denen sich die Veränderungen stetig ab- und zunehmender mit einander in Verbindung stehender Größen bestimmen lassen.

Wie der einzelne Mensch Sympathien und Antipathien, Stimmungen hat, denen gemäß das Bild, das er sich von der Welt macht und was er in der Welt treibt, ausfällt, so giebt es eine Gesamtstimmung eines Sammelindividuums, einer Gemeinde, einer Berufsart, eines Standes, einer Nation, wo dann das Einzelindividuum nur als Theilseele, wie ich es nannte, anzusehen ist, als Theilseele, die von der Gesamtstimmung des Ganzen und seinem Organismus bedingt und bestimmt wird. So entspricht die sogenannte öffentliche Meinung, die Mode, gewisse allgemeine Liebhabereien, gewisse krankhafte Erscheinungen, Geistesepidemien (wie man von unserer Zeit sagt, daß der Größenwahnsinn epidemisch sei), gewisse Verbrechenstypen, die immer wiederkehren, sie entsprechen der Stimmung des Gesamtorganismus, dem der Einzelne angehört und von dem er Färbung und Stimmung als Kind seiner Zeit und seines Volkes erhält. Diese Gesamtstimmung aber ist nun wieder einestheils ein Produkt geschichtlicher Ereignisse und eines gewissen Ganges der Cultur, andererseits ein Produkt maßgebender bahnbrechender Männer, die neue Ideen dem Zeitgeiste einmeißeln mit der Wucht ihrer Persönlichkeit; oder social hochstehende Persönlichkeiten bestimmen durch ihre Tracht und ihren Geschmack den Geschmack der Kreise, deren Stolz es ist, ihren Umgang zu bilden, und dann weiter den Geschmack der Leute, die es jenen gern gleichthun möchten.

Daß jetzt z. B. die Musik die Modedunst ist, wie vor 100 Jahren die Dichtkunst herrschte, kommt daher, daß bei der hochangespannten Arbeit, die alles Denken und alle Willenskraft in Anspruch nimmt, sich die Menschheit als Erholung und Mittel der Erhebung eine Kunst erwünscht, die kein selbstständiges Mitarbeiten, keine active Betheiligung des Genießenden verlangt, der man sich willenlos hingiebt. Die Clavierseuche aber, daß jedes ob ohne oder mit Talent Clavier klimpert, ist der Ausdruck dieses Geschmacks, da das Clavierpiel am leichtesten zu erlernen ist und auch ohne Talent mechanisch ausgeübt werden kann — allerdings, fragt mich nur nicht wie! Daß plötzlich ein Lied, eine Melodie wie jetzt: „Mutter der Mann mit dem Coats ist da“ über ganz Deutschland sich unaufhaltsam verbreitet, daß auf einmal der gebildete und ungebildete Pöbel mit einem Spielzeuge wie Cri Cri sich beschäftigt, ob einst alle Welt für die Griechen und ihre Befreiung mit Lord Byron schwärmte oder Kosciuszko's Name auf allen Lippen war und Polenlieder erklangen, ob dann Lederstrumpf und die Indianergeschichten an die Reihe kamen, alles dies geschieht nach dem Gesetze der Nachahmung, der geistigen Ansteckung. Denn von Ansteckung geradezu muß man reden, weil die schnelle



Der Barbier. Nach dem Gemälde von A. Jimevez.





unaufhaltbare Verbreitung, das widerstandslose Ergreifen werden ganz so ist, wie bei dem Gange von Seuchen und ansteckenden körperlichen Krankheiten.

Es giebt eine Krankheit, Chorea, von den Franzosen folie musculaire genannt (Muskelzollheit) geistreich übersezt, die namentlich bei Kindern vorkommt, so daß jede zweckmäßige Bewegung also z. B. Greifen nach einem Wasserglas etc., durch ungewöhnliche Bewegungen gestört und vereitelt wird. Oft kommt diese Krankheit nach Gelenkrheumatismus vor. Man hat zu wiederholten Malen beobachtet, daß ganze Schulklassen von Mädchen von dieser Krankheit ergriffen werden, wenn eine einzelne Schülerin mit dieser ausgeprägten Krankheit unter ihnen war. Von einem Bacillus ist hier nicht die Rede, es ist eine Störung in dem psycho-physischen Mechanismus. Man beobachte nur einmal in einer Versammlung, deren Interesse durch einen geistreichen Vortrag oder eine langweilige Ceremonie gesehelt ist, wie sofort ein Sturm von Hustenanfällen losbricht, nachdem Einer die heilige Stille mit Husten gestört hat, wie Einer des Anderen Stellung der Füße oder Greifen mit den Händen über das Gesicht oder Kopf nachahmt ganz ohne Bewußtsein unwillkürlich. Durch den Anblick oder das Gehör allein werden in uns die gleichen Muskelcentren erregt, die bei dem Ersten in Bewegung gesetzt sind. Und wie mit den Muskelcentren, so ist es auch mit den Vorstellungscentren. Die gleichen Vorstellungen werden leicht ausgelöst, wenn der Wille schwach oder sonst irgendwo anders beschäftigt ist (Hypnotismus).

So bildet sich in Familien oft eine ganz gewisse Art und Tonfall des Sprechens aus, eine gewisse charakteristische Art des Gesichtsausdrucks und zuletzt auch des Denkens. So bildet sich in jedem engeren Kreise eine gewisse Art des Denkens und Empfindens aus und auch in jeder Nationalität eine gewisse Art des Gesichtsausdrucks, mit der Zeit auch der Körpergestaltung, ein Nationalgeist. Diese Volksseele, Nationalgeist, Familienzug ist ja einmal bedingt durch die äußere Umgebung und Lebensbedingungen, zum andern Theil aber durch die kräftigen Individuen, die eigenartig entwickelt ihren Genossen ihr Wesen aufstempeln. Diese Gemeinsamkeit des Denkens und Empfindens, daß nicht das eigene Urtheil herrscht und gewisse überlegene Gründe, sondern die Ideenverbindungen der Kindheit, Umgebung, des Interesses erklärt nur auch leicht die geistige Ansteckung.

Ich selbst habe früher als Irrenarzt eine ganze Familie behandelt, in der ein Glied nach dem andern mit denselben Wahneideen, derselben Angst und Melancholie uns gebracht wurde, erst die Mutter, welche der Mann gepflegt hatte, als bald der Mann, bald darauf ein 13 jähriges Mädchen,

II. 2.

welches seinen Vater gepflegt hatte, und dann ein 10 jähriger Junge, alle ohne erbliche Belastung und mit ganz demselben Charakter des Irreseins. Allerdings war die ganze Familie von Kind aus wenig willenskräftig und schwach angelegt. Wie es mit dem Irresinn ist, ganz so verhält es sich mit dem Verbrechen. Es giebt verbrecherische Neigung durch geistige Ansteckung von den Eltern her, und dann haben wir auch Beispiele von Verbreitung einer Verbrechensart durch Zeitungsberichte, phantasievolle Erzählungen davon etc. Was nützt es einem Kinde, daß ihm in der Schule gesagt wird: Du sollst nicht lügen, stehlen, wenn es zu Hause täglich lügen hört, wenn es seine Eltern geradezu das Stehlen als Kunst ausüben sieht. Die dauerhaftesten Ideenassoziationen sind die im Kindesalter entstehenden und in diesem Alter findet bei den Kindern aus Verbrecherfamilien oder Familien von schlechter Gesinnung geradezu eine Erziehung zum Verbrechen statt, welche Zuchthausstrafen etc. später unmöglich wieder gut machen können. Kinder aber aus besseren Familien werden früh blasiert und atflüg, weil sie den Widerspruch zwischen der idealen Lehre der Schule und dem häuslichen Leben mit ihren scharfen frischen Sinnen bald wahrnehmen und also den Glauben an ideales Menschenthum und so den Halt verlieren. Früher hielt man die Kinder streng fern von der Außenwelt und dem Gesellschafts- und Vergnügens-Verkehr der Erwachsenen unter einander, jezt führt man sie frühzeitig mitten in dies gesellschaftliche Treiben und ertödtet so früh in ihrem Herzen die besseren Keime, welche die Schule in sie zu legen bemüht ist, nimmt ihnen früh den in sich selbst sicheren frohen Glauben an die Menschen, um sie eher zu Geschäftsmenschen zu erziehen. Abgesehen davon sind unsere Zeitungen mit ihren Schauder- und Scandalgeschichten, mit ihren oft frivolsten und witzigsten Erzählungen aus dem Gerichtssaal geradezu Schuld mit an der Untergrabung echter Sittlichkeit. Man läßt Kinder diese Zeitungen ruhig lesen und nur höre man nur einmal, wenn die Schule ausgeht, sich diese halbwüchsigen Burschen und Mädchen von den Tagesneuigkeiten unterhalten. Geht nur einmal hinter ihnen her und hört zu, Schillerische Gedichte hört Ihr ganz gewiß nicht. Sowohl bei den Attentaten als bei den Gelbbriefträgermorden ist es notorisch, daß durch Darstellungen der Zeitungen andere Individuen zur Wiederholung desselben Verbrechens sich haben verleiten lassen. Mir ist ein Fall erinnerlich, daß zwei Gymnasialisten auf einer Ferienreise die Wirthin eines Restaurants auf einer Bergspitze zu ermorden versuchten, um Geld zu erlangen, nachdem sie in einer Zeitung einen ähnlichen Fall ausführlich geschildert gelesen hatten. Fern sei es von mir hier die Censur der Zeitungen zu verlangen, fern sei es von mir etwa

auf Prügelstrafe, grausame Hinrichtung u. den Antrag zu stellen, ich stelle bloß den Antrag, der sittlichen Cultur, der Pflege der Gesinnung mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als immer bloß der Verfeinerung des Verstandes. Und dies muß in der Kindheit geschehen, damit sich sichere sittliche Grundsätze mit den geheiligten Ideenassocationen der Kinder verbinden. Denn der Verstand kann wohl die Wolken des Vorurtheils durchdringen, in den Momenten seiner Kraft kann er wohl sogar über seine Freiheit frohlocken, doch über Alles mächtig bleiben gewöhnlich die Begriffe der Kindheit, um in jeder schwachen Stunde, wenn die Spannkraft der Vernunft erschlappt, mit der Gewalt der alten Ideenassocationen wieder zu erscheinen und zu regieren. Wie wenige sind später fähig die Mängel ihrer Erziehung selbst zu corrigiren! Deswegen spreche ich ja gerade so ausführlich von diesen psychologischen Vorgängen, weil diese geistige Nachahmung, in der Kindheit das Mittel der Erziehung, leider auch im Mannesalter herrschend bleibt, im Mannesalter, wo namentlich bei Gebildeten die Selbsterziehung die übermäßige Eindrucksfähigkeit und unwillkürliche Nachahmung hemmen sollte, ich meine nicht hemmen bis zu der halstarrigen Oppositionslust, die Absonderlichkeit mit Originalität verwechselt, sondern zu dem reifen Uebersehen und ruhiger Selbstbestimmung.

Wir kennen ja auch aus unserer Geschichte Beispiele von solcher geistigen Ansteckung von Geistesepidemien. Ich erinnere nur daran, daß im 12. Jahrhundert, als ganz Europa von den Gefängen der Geißelbrüder ertönte, als die Hexenprocesse sich mit einer furchtbaren Geschwindigkeit vermehrten, als die Inquisitoren Europa durchschritten und laut erklärten, daß der Teufel an allen Seiten sein Wesen treibe, überall Verurtheilungen wegen Zauberei zum Feuertode bewerkstelligten und das Volk von ansteckender Furcht ergriffen sich überredete, eine Gemeinschaft mit dem Satan zu haben und Alles satanische Einflüsse um sich sah, damals entstand auch der Weitsitz in Flandern und Deutschland. Tausende und aber Tausende versammelten sich in Kirchen und auf Plätzen unter sonderbaren Ausrufen und Geberden und verkündeten mit Schreckensgeschrei und Berrenkungen und Zuckungen der Glieder die Macht und den Triumph des Satans. In den Kirchsprengeln Köln und Trier, wo nachgrade die Hexerei am Meisten vorkam, wüthete dieser ansteckende Wahnsinn und Krampf mit besonderer Heftigkeit. Vollständig ungewöhnt an ein unabhängiges Denken, verwirrt durch die fanatischen Reden der Priester irrten die Geister der Menschen hin und her, durchzuckt durch streitende Gefühle unter dem Einflusse des wildesten Schreckens. Keiner konnte der Bewegung entrinnen, die ganz Europa

mit Angst erfüllte. Es war eine Zeit religiöser Convulsion, religiösen Krampfes, der sich auch in Gliederkrämpfen kund gab und Alle ansteckte, die nicht ganz starken Geistes waren.

Wenn man aber jenes wunderbare Zeitalter der Kreuzzüge in's Auge faßt und sieht, wie selbst Schaaren von zarten Kindern ihrem Elternhause entlaufen, um nach der Stadt, welche die Wiege und das Sinnbild des christlichen Strebens ist, nach Jerusalem zu pilgern und unterwegs zu Tausenden vor Hunger und Frost auf unwirthlichen Wegen umkamen, zum Theil noch ehe sie das Meer zur Ueberfahrt erreichten, möchte man da nicht glauben, es bemächte sich zu Zeiten der Menschen derselbe unaufhaltbare Drang und instinktive Zwang, der die Zugvögel im Herbst nach Süden treibt und die Insekten in die Flamme? oder es sei ein Rest von jenen zwangsartig wirkenden Gefühlen in dem Menschen als Erbstück zurückgeblieben? In unserem Jahrhundert im 70er Krieg hat man nur von Einzelfällen gehört, daß halbwüchsige Burschen ihren Eltern entliefen, um mit gegen den Erbfeind zu marschiren; von einem Kinder-Franzosenzuge ist Nichts verlautet. Man muß bedenken, wie damals zur Zeit der Kreuzzüge die religiöse Aufregung alle Interessen verschlang, alle Klassen und Alles beherrschte, sich alle Leidenschaften unterwarf und ihnen die ausschließliche Färbung verlieh; man muß den religiösen Terrorismus bedenken, der damals ganz Europa beherrschte, wie der revolutionäre vorigen Jahrhunderts Frankreich, man muß wissen, daß die Höllengeister damals die Hauptwahrheit der Religion waren und der Gegenstand beständigen Nachdenkens. Alle Literatur, alle Malerei, alle Beredsamkeit concentrirte sich auf das schreckliche Thema, und durch die Predigten von jeder Kanzel wurde der sinnverwirrende Schrecken genährt. Man erzählte den armen unterdrückten verdummten Menschen wie ein Heiliger die Hölle durchwandert und in dem düstern Schimmer der ewigen Flammen Millionen in jeder Art gräßlichen Leiden sich habe winden sehen, wie ihr Augapfel in unaussprechlicher Angst gerollt, ihre Glieder zerhauen und verstümmelt vor Schmerz gezuckt hätten. Gräßliche Wesen von schrecklichem Ansehen und phantastischen Formen schwebten rings umher, spotteten ihrer inmitten ihrer Qualen, warfen sie in Kessel tochenden Schwefels und erfannen neue schärfere und erkünsteltere Martern, ein unablässiges Kreischen der Angst bezeugte die Todeschmerzen da unten.

Wehe dem, wer diese Darstellungen nicht glaubte oder auf seine Vernunft sich verließ, er wurde als Ketzer verbrannt, ja jeder Zweifel war als Beeinflussung des Teufels mit dem Tode strafbar. Kein Genuß der Gegenwart, keine Zerstreung lenkten den Verstand ab, vorgeblich die christliche Religion,

in der That der Pfaffenlug war der Brennpunkt, um den sich die Einbildung drehte. Die Liebe zu dem allmächtigen Schöpfer (Brüder über'm Sternenzelt muß ein guter Vater wohnen) war einer lähmenden Furcht gewichen, die alle Gemüther niederdrückte. So wird man, glaube ich, den Wahnsinn, der alle ergriff und zu den Geißelbrüdern oder zu den Convulsionären oder zu den Zügen nach dem gelobten Lande trieb, begreifen. Die Angst, in die die armen Menschen gehezt worden waren, jagte sie ruhelos umher und beraubte sie jeder vernünftigen Ueberlegung, die Angst, die Alle ansteckende Angst.

Mit welcher Genugthuung kann unser Jahrhundert hinschauen auf jene finsternen Zeiten, welchen Dank schuldet es den erhabenen Zeugen der Wahrheit, die sich allein mit ihrer gewaltigen Brust dem Strome des Wahns und der Lüge entgegenstimmten und ihr Leben opferten, um uns zu befreien. Aber herrschen bei uns aufgeklärten Söhnen des 19. Jahrhunderts nicht auch gewisse Geistesepidemien? gewisse Seelenkrankheiten, welche die vernünftige Gestaltung des Lebens hindern? Werden bei uns keine Denker mehr verfolgt, welche gegen den blinden Autoritätsdusel ankämpfen, keine erhabenen Seelen mehr verlästert, welche den Heuchlern und Intriganten die Larve vom Gesicht ziehen? zwar nicht gefoltert und verbrannt, aber ausgeschlossen von Würden und Aemtern und dem Hunger überantwortet? Warum füllen sich denn heute unsere Paläste von Irrenanstalten immer mehr, warum muß man jedes Jahr immer zubauen? Der Hexen- und Teufelsput, die Höllenstrafen und die Furcht vor dem strafenden Gott jagen nicht mehr die Leute in Wahnsinn, aber die Gier nach Geld und nach Genuß. Vergaß man damals zu sehr die Erde und ihre Freuden, so vergißt man heute zu sehr, daß in uns etwas Unendliches lebt, das über bloßen sinnlichen Genuß erhaben ist, so vergißt man heute das wahre Himmelreich: Bergeistigung des Lebens in Vernunft und Liebe. Hat sich nicht nach der Befreiung der Geister von der Furcht, im Jenseits bestraft zu werden, eine wilde Genußsucht eingestellt, die rücksichtslos alle Menschen um sich nur als Mittel zur Befriedigung dieser Gierde ansieht und gewissenlos Alles niedertritt, was sich ihr entgegenstellt, ist nicht ein allgemeiner Größenwahnsinn eingerissen, der noch das letzte Band, das die Menschen an einander fesselte, zerrissen hat und nur noch vom Kampfe um's Dasein spricht oder vom Treten oder Getretenwerden? Die Befreiung von religiösen Vorurtheilen und Aberglauben hat zunächst mit erhöhter Einsicht nicht auch erhöhte Sittlichkeit gebracht, sondern erhöhtes Genußleben. Machen sich nicht vielleicht heute die Menschen die schöne frühlingdunstende Erde selbst zu der Hölle, von der jener Heilige

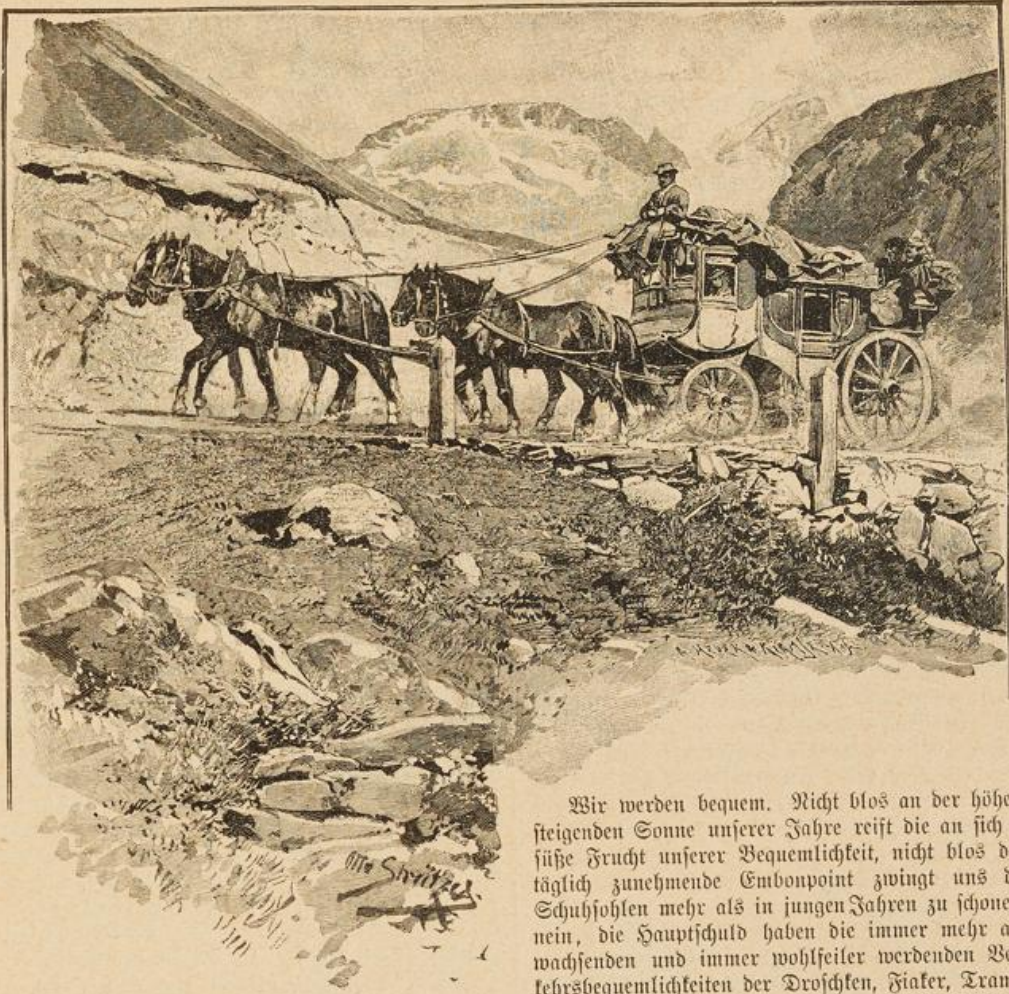
im Mittelalter träumte? Bedeutet jener schauderhafte Mythos von der Hölle und ihren Qualen etwas Anderes, als das, was Schiller „die Angst des Frödischen“ nennt, die Qualen des unbefriedigten Ehrgeizes, den Stachel der Wollust, die rastlose Habgier, die öde Wüste der Selbstsucht, die nur sich kennt und das Leiden Anderer gleichgültig oder mit Freude ansieht, um zuletzt bei dem Nichts anzukommen? Ist das nicht die wahre Hölle, nur daß die Menschen ihren Wahn und Selbstbetrug nicht einsehen, daß die Hölle in ihrer Brust ist, daß sie sie sich selbst bereiten. Das religiöse Gefühl aber, das Bewußtsein, einem Reiche anzugehören, das hinter und über der Sinnenwelt liegt, das Gefühl abhängig zu sein von einer unbegreiflichen Macht, als deren Theil wir uns selbst fühlen, das hat, statt mit der zunehmenden Aufklärung in eine hohe geläuterte Auffassung von Christi Lehren auszumünden, sich einer trüben Mystik und erneuten Gespensterlehre ergeben, hat sich in den sogenannten Spiritismus gestürzt. Der einseitige Materialismus hat seinen excentrischen Gegenpaß hervorgerufen gerade bei den Gebildeten. Der Drang des Menschen über die Sinnenwelt hinaus, von dem Goethe sagt: Es ist dem Menschen geboren, daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt zc. hat sich krankhaft verzerrt. Man glaubt direct mit Geistern verkehren zu können und treibt kindisches Spiel, um die Existenz und ihre Gegenwart zu beweisen. Leider benutzt man dabei gewisse psychologische Räthsel und eigenthümliche Nervenercheinungen zu diesem Humbug, Nervenercheinungen, die zum Theil sich schon natürlich erklären lassen, zum andern Theil sich in Zukunft werden erklären lassen bei Fortschritten wissenschaftlicher Physiologie und Psychologie. Denn das ist unumstößliche Gewißheit: Alles was sinnfällig ist, was wir wahrnehmen durch die Sinne, muß sich auch nach dem Causalitätsgesetze erklären lassen, sich einfügen lassen in die natürliche Ordnung der Dinge. Daß jenseits dieser natürlichen Ordnung der Dinge noch ein Reich des Ueber sinnlichen liegt, dies ahnen wir wohl und selbst der kühnste Forscher muß hied still stehen und demüthig sein Haupt senken und sein Herz erheben in frommem Schauder — aber dieses Geisterreich mitten in der natürlichen Ordnung der Dinge zu suchen und zu glauben, daß es diese durchdringt und nun Geister klopfen und klingeln zc., das ist derselbe Wahnsinn wie im Mittelalter Hexerei und Convulsionen zc. Gerade aber der Unsinn, der mit den Tiefen des menschlichen Geistes kokettirt, der im Grunde genommen einem Bedürfnisse des menschlichen Herzens dem über sinnlichen mystischen Drange entgegenkommt, gerade der findet leicht Nachahmung und wird bald zur Modetrunkheit. Was nützen einer großen Anzahl

von Menschen jene Geistesmänner, welche ihr Leben ansetzen, uns vom crassen Aberglauben und thörichten Einbildungen zu befreien. Von diesen gilt: Sie haben Ohren zu hören, aber sie hören nicht, Augen zu sehen, aber sie sehen nicht. Dies kommt aber namentlich daher, daß unsere Erziehung zwischen materialistischen modernen Lehren und mittelalterlicher Scholastik hin- und herschwankt und keine klaren festen Begriffe, an die sich auch der Erwachsene halten kann, in das kindliche Bewußtsein legt, dies kommt daher, daß die Sittenlehre der Schule in offenbarem Widerspruch mit den allgemeinen Regeln und Gesetzen des gesellschaftlichen Verkehrs steht. Noch immer sitzt wie in der Fabel des Cebeus das geheimnißvolle Weib an der Pforte des Lebens und reicht Allen, welche eintreten, einen Trunk, der durch jede Ader ein Gift verbreitet, das ihnen für ewig anhaftet. Sehr wenig haben den Muth und die Ausdauer, um den Seelenkampf aufzunehmen um innere Befreiung. Die große Mehrzahl untersucht entweder niemals die ihr überkommenen Meinungen oder prüft sie so vollständig unter dem vorherrschenden Einflusse der Erziehungsvorurtheile, daß, welcher Art auch die angelesenen Lehren sein mögen, sie den Schluß ziehen, sie seien ohne Frage wahr. Der andere Theil ist von vornherein so früh durch den Zwiespalt zwischen Schule und Leben zerrissen, daß er von vornherein blasirt und ohne bessere Ueberzeugung in's Leben tritt. Von den Wenigen, die einen Lichtblick von höheren Dingen erlangt haben, kann ein großer Theil den Kampf nicht aushalten, dem die Fähigkeit der alten Ideenverbindungen und die Vortheile für gehorsame, wenn auch heuchelnde Jünger eine besondere Bitterkeit verleiht, sie unterdrücken die Stimme der Vernunft, sie erkaufen den Frieden auf Kosten der Wahrheit. Es liegt auf der einen Seite ein solcher Reiz in der Ruhe des Vorurtheils, wenn keine mißhellige Stimme die Harmonie des Glaubens stört, es erregt einen durchdringenden Schmerz, wenn liebevoll gehegte Träume gescheucht und die alten Bekennnisse aufgegeben werden, daß es nicht überraschen darf, wenn die Menschen die Augen dem unvoll-

kommenen Licht verschließen, andererseits liegen für die andere Partei so schöne Vortheile, Aemter und Würden und Anerkennung für den, der theoretisch der Neuzeit angehört und sogar mit der bloßen Verfeinerung des Verstandes schwere Irrthümer des Herzens groß erzieht, den ethischen Materialismus, äußerlich sich aber an die Normen hält, die der Staat von einem gehorsamen Diener verlangt und einen Glauben selbst heuchelt Sonntags und Festtags, den er an den Werktagen aufzulösen eifrig bemüht ist, daß wir uns nicht wundern, wenn gewisse gelehrte Herren sich bei dieser doppelten Buchführung beruhigen. Wir wissen wohl, welcher schweren Kampf wir aufnehmen, wenn wir sowohl den blinden Anhängern des alten Systems, als den übereifrigen Aufklärern, die nur alles Heil von Verbesserung des Verstandes erwarten, entgegen-treten. Von jenen brauchen wir weiter nicht zu sprechen, aber diesen, die heute herrschen, den Aufklärern, die da meinen, wenn man Vorurtheile zerstöre, springe von selbst die Vernunft und das Glück des Lebens heraus, den Aufklärern, die bei ihrer verdienstvollen Verfolgung des Feindes der mittelalterlichen Autorität über's Ziel hinausgeschossen sind und ihre Zelte verloren haben, denen möchten wir heute zurufen mit dem Apostel: Was nützt es Dir, wenn Du die ganze Welt gewönneest und nähmest Schaden an Deiner Seele? Kann ein Irrthum des Herzens, eine falsche Lebensauffassung nicht noch mehr Unheil anrichten, als ein Vorurtheil des Verstandes. Und dies thut heute das falsche Glücksideal, das ein Kind der materialistischen Lehren ist. Mag der Materialismus als Forschungsprincip noch so Gewaltiges geleistet haben, auf ethisches Gebiet übertragen — und das kann nach der Natur des Menschen nie fehlen, daß er übertragen wird — hat er das Mark unseres Volkes vergiftet. Eine bessere Zukunft kann man nur von einer besseren Erziehung, einer Erziehung zur Vernunft, einer besseren Generation erwarten.\*)

\*) Dr. Hermann Klendke's interessante Abhandlungen über „Die Erziehung einer neuen Generation“ werden im nächsten Jahrgange fortgesetzt. D. Red.





## Nach St. Moritz-Bad.

Ein Ausflug in's Ober-Engadin.

Von

Woldemar Kaden.

Ich beschaue mir meine Stiefel, in denen ich meine letzte größere Reise gemacht: unzerrissen, glatt, anständig, weiterer Bewegungen fähig. Das war einst anders, da waren sie, unfähigen Strapazen ausgesetzt, immer reparationsbedürftig, und nach vollendeter Reise flogen sie als gänzlich ausgedient zum Fenster hinaus.

Ich schüttle den Kopf. Liebe Stiefel, wir werden bequem!

Wir werden bequem. Nicht bloß an der höhersteigenden Sonne unserer Jahre reißt die an sich so süße Frucht unserer Bequemlichkeit, nicht bloß das täglich zunehmende Emboupoint zwingt uns die Schuhsohlen mehr als in jungen Jahren zu schonen; nein, die Hauptschuld haben die immer mehr anwachsenden und immer wohlfeiler werdenden Verkehrsbequemlichkeiten der Droschken, Fiaker, Trams, Omnibus, Posten, Dampfschiffe und Eisenbahnen; sie verlocken uns mit Ruf, Pfliff, Glockensignalen, mit Plakaten, Fahrplänen und kombinirbaren Rundreisebilleten und — wir lassen uns verlocken. Schwitzend sinkt man mit einem Ach! in die Polster zurück und — macht es sich bequem.

Dort steht unser Koffer, unser Reisekamerad, denn wir sind gleich ihm ein Gepäcksstück geworden, ausgegeben auf der heimathlichen Station, Berlin, Dresden, München oder Tripstrille, abgeliefert an einen Gasthäuser der Endstation, Paris oder Interlaken, Moskau oder Rom. Doch ich will nicht lästern: es giebt auch kranke Menschen und Millionen, welche keine Zeit haben, denen der Blitzzug noch immer wie eine Schnecke durch die Länder kriecht.

Aber die Gesunden, und Die, welche Ferienmonate oder jährlich 365 Tage Zeit haben?

O ihr schönen Tage, ihr Tage der lauffchritt-  
lustigen Jugend, wo die Füße mit dem Kopfe in  
freundlichem Einverständnis lebten, und dieser von  
jenen sich tragen ließ, wohin sie wollten, und jene  
immer zufrieden waren mit dem, was dieser Phant-  
astisches ausgeheckt. So weit die Welt war, so  
erreichbar schien doch Alles, wenn man als Ferien-  
zugvogel den Schulfraub von den Schwingen schüt-  
telte und die mitwandernden Vögel grüßte:

„Ihr Wandervogel in der Luft,  
Im Sonnenschein, im Aetherduft,  
Auf blauen Himmelswellen,  
Euch grüß ich als Gefellen!  
Ein Wandervogel bin ich auch,  
Mich trägt ein freier Lebenshauch,  
Und meines Sanges Gabe  
Ist meine liebste Habe.“

Ein schönstes Ziel war die Schweiz. Dort wollte  
man das älteste Sehnen, das Schiller durch seinen  
„Tell“ im jungen Herzen geweckt, stillen, und wer  
stimmt zu solcher Fahrt besser zusammen als ein  
aufstrebender Maler und ebensolches Dichterlein,  
denen die Welt ringsum als ein großes Skizzen-  
und Reimbuch erscheinen wollte und der Himmel,  
auch bei Regenwetter, immer voll Basigeigen hing.

Vorwärts! Aus Deutschland hinaus, über den  
blanken Bodensee, in Lindau den Kanzen aus dem  
Coupee noch aufs Dampfboot verladen — hinüber  
nach Korsbach: Schweizerboden! Und jetzt den  
Kanzen auf den Rücken und südwärts das Rhein-  
thal hinauf. Dem jungen Rhein galt das erste  
Lied. Wie hat die lichterfüllte Landschaft ihm und  
natürlich uns zu Ehren sich gepußt; ein Wälder-  
kranz schmückt ihre Stirn, im Vordergrund lachen  
gastliche Häuser unter üppigem Baumgrün, von  
Gärten gesäumt; Alles so elegant, auch in dem  
weniger Bornehmen so sauber und heimelig, in Sonn-  
tagsmorgenstimmung getaucht, eine lustige, wie frisch-  
angestrichene Gegenwart, während das nachdenkliche  
Mittelalter in dunklen erinnerungsreichen Burgen  
vom Felsen in das moderne leichtlebige Treiben der  
Sommergäste hineinschaut. Das Auge hebt sich und  
erfaßt liebe Berge und ferne blaue Alpenzüge;  
frische Luft athmen die gesunden Lungen. In vollen  
reinen Duraccorden tönt eine Wanderjubelouverture  
in unsere Seele, die Einleitung zu dem Festspiel,  
in dem wir als überall willkommenen Gäste auf-  
treten wollen. Ein Absteher nach Appenzell muß  
gemacht werden; dort in der Höhe liegt über dem  
Wildkirchli die Ebenalp, wo Meister Schefel seinen  
herzranken Ekkehard gesunden läßt. Eine Menge  
Kurorte und Mollenkurorte giebt es noch da herum  
und Gesundbrünnlein springen überall; weiter drunten  
findet sich das berühmte Ragaz mit dem ersten  
Pfälzer. Was aber kümmern uns die Gesund-  
brunnen, wir halten uns zu Bier und Wein —  
denn:

„Hochlandluft zehret, doch Nebenduft nähret,  
Geia, wer reicht mir das Trinkhorn geschwind?  
Dreifacher Durst ist dem Säger bescheeret  
Ueber den Wolken und über dem Wind!“

Und dieser dreifache ward oft zum siebenfachen, und  
dann saß der Leib lange vor Ort, während die  
Seele doch schneller vorwärts kam als mit Extra-  
post. Da ist schon Mayensfeld, Malans; das frische  
Bergmädel, die Landquart, stürzt, übersprudelnd vor  
Freude, als Braut dem jungen übermüthigen Rhein  
in die Arme, und wir gehen hinauf in die Heimat  
der Braut, zu melden, daß sie glücklich angekommen.  
Diese Heimat ist das Prättigau. Bei Klus öffnet  
es sein Thor, steile Felsenpfeiler bilden die Thür-  
pfosten; und näher rücken die Felsen zusammen.  
Die Straße hat sich durch das Gestein nagen müssen  
und unten braust und brandet und geberdet gar un-  
bändig sich in seinem engenden Bette der Fluß  
und hinter uns her kommt der Thalwind und  
schiebt und treibt uns den Berg hinauf, an Seewis  
vorüber, wo Salis sang, an Grösch, Schiers, Zenaz,  
Küblis, Serneus, an unzähligen Sennhütten und  
Ställen vorüber. Jene Namen muthen uns fremd  
an: wir sind im Canton Graubünden, in dessen  
Thälern wohnen noch viele Leute romanischer Zunge,  
aber in den Häusern, die unsere Straße säumen,  
sind wir rasch heimisch. Das sind reizende Idylle,  
welche die hiesige Holzarchitektur geschaffen, wahre  
Prachtexemplare von alten Häusern, schöner als die  
berühmtesten des Berner Oberlandes. Eine Holz-  
treppe führt zu der vorspringenden Galerie hinauf,  
sie ist mit Blumen besetzt, mit den beliebten Feuer-  
nelken und Geranien. Zwischen den Ornamenten  
der Frieze lesen wir alte Jahreszahlen und Namen  
und fromme Sprüche. Ein vollbackiges Kinder Gesicht  
zeigt sich, ein Mädchen, „frisch und blühend wie  
Alpenrosengluth“ grüßt den Vorüberziehenden nach.

Dieses Prättigau, zwischen dem schönen Rhäti-  
con und der Hochwangtette, mit den stolz ge-  
formten Bergen, den mattengrünen Terrassen, der  
üppigen Vegetation, ist der Garten Graubündens.  
Dem Lande entsprechen seine Einwohner, ein ge-  
sundes, thatkräftiges Volk, das das beste Vieh züchtet  
und ein behäbiges Leben führt.

Bei Klosters hat diese Freude ein Ende. Die  
Straße biegt im rechten Winkel nach Südwesten ab  
in die Davoser etwas langweilige Landschaft hinein:  
Wiesen, Tannenwipfel, Berggipfel, ein See, am See  
ein Dorf; die übrige zugängliche Landschaft gefüllt mit  
Hotels, Häusern, Pavillons, Weilern und Hütten —  
das ist Davos „Dörfli“ und „am Platz“, das Brust-  
frankenhospital im Schnee. Die Thalschaft ist fünf  
Stunden lang und liegt etwa 5000' über dem Meer.  
Aus den einsäumenden Bergzügen wollen sich be-  
sonders bemerkbar machen die Schyhörner, das  
Schwarzhorn, der Hochdukan.

Hinaus! Die Straße steigt zum Flüela-Paß empor, 7400', in eine öde schauerliche Bergwelt hinein, wo der Wind nie zur Ruhe kommt und es zwölf Monate Winter ist. Inmitten des düstern Schwarzhorns und des gegenüberliegenden Weißhorns, am Fuße des Schwarzhornletschers, über dem mit grünem Gletscherwasser gefüllten fast immer gefrorenen Schottenjee liegt das einsame aber tröstliche Gasthaus Flüelahospiz. In ihm stärkt sich, was der Bergwind gar zu arg zerzaust, am großen Ofen kann man auch seine nassen Kleider trocknen und „das winzige Haus mit Jubel füllen.“ Gehen die Wolken auseinander, so blicken vom Ofen herüber einige Engadinerberge. Sie dienen uns als Wegweiser.

Bei Zernez — der wackere Bärenjäger Graf lebte noch und in der Nähe liegt ja das zu Bären-einsiedeleien wie geschaffene Val Cluozza — bei Zernez sprang uns der junge Inn entgegen. Wer seine Ufer hinaufwandert, gelangt in ein großes schönes Thal, das bei aller Welt bekannte und berühmte Ober-Engadin, dessen Ortschaften Scanz, Madulein, Ponte, Campovasto, Bevers, Samaden, Cellerina, Campfer, Silvaplana und Sils, bis hinauf zum Malojapaß, wie Perlen sich an den silbernen Fäden des Flusses reihen, und in dieser Perlenkette glänzt als Edelstein das stolze St. Moritz in der Fassung des schönen Sees.

Das Ober-Engadin war damals unser Reiseziel und wochenlang haben wirs durchstrichen, in seinen Höhen und Tiefen gemessen, bald im Schnee seiner Höhen, bald im dichten Alpenrosengebüsch watend, bei Regen und Sonnenschein, in seinen Hütten rastend und in seinen trefflichen Hotels.

Das Engadin ist trotz seiner hohen Lage eine Thallandschaft und bildet ein abgeschlossenes Ganzes. Es besteht aus einem Hauptthal und zahlreichen in dieses einmündenden Seitenthälern. Neunzehn Stunden lang schmiegt im gewaltigen Bogen dieses Hochland sich um den Südosten des Schweizerlandes, und verbindet Oberitalien bei Chiavenna mit Tyrol und Süddeutschland. Der Inn durchströmt es in seiner ganzen Länge; er kommt vom Malojapaß am Fuße des Septimers herunter, aus einer Höhe von gegen 5800'. So muß die Thalsohle der Engadin sehr hoch liegen und liegt in der That höher als die irgend eines andern bewohnten Thales von Europa (mit Ausnahme vielleicht des Dorfes Cresta in Thale von Avers), auch wohnt der Mensch hier nicht wie in andern hochliegenden Ortschaften in armseligen verstreuten Hütten, sondern in stattlichen Gemeinwesen von über 10.000 Seelen, in wohlthürten, ja schönen, oft sogar reichen und luxuriösen Dorfschaften.

Die Berge, die in anderen Thälern ihm oft gar zu beängstigend und kulturhemmend auf den

Leib rücken, treten im Ober-Engadin meist eine halbe, ja ganze Stunde weit auseinander. So entwickelte die Thalsohle sich breit und bot den Ansiedlungen und Niederlassungen der Menschen einen bequemen Raum und genügende Nahrung bei kräftiger Arbeit. Zwischen den Bergen, zu beiden Ufern des Flusses, liegt das fruchtbare Wiesenland, dieses faßt, vom Fuße der Berge an, ein schmaler Wäldergürtel ein, hinter welchem sodann die breiten, bis zu den steil aufragenden, fast überall gleich hohen Gebirgsmauern hinansteigenden Alpweiden liegen. Ueber die Gebirgskämme dann schauen die umgletscherten Höhen herein.

Diese Berge und Höhen gehören dem südlichen Hauptzuge der Schweizeralpen an und bilden ein gewaltiges Hauptglied derselben: die sogenannten Graubündner Alpen. Diese zerfallen in verschiedene Züge; der südliche führt den Namen der Engadiner Alpen, nach ihrer Haupterhebung (4052 Meter) nach der Berninagruppe genannt. Die Berninagruppe, ein Gebirgscentrum, beherrscht das Land wie ein König, dessen Thron auf den vier Füßen des Berninastockes, des Languardgebirges, des Piz Di-Albula und des Juliers steht. Als Wächter um diesen Thron her stehen auf der einen Seite der Piz Roseg, Piz Zupo, Piz Palü, Morteratsch, Cresta agiuzza, Rosatsch, Surlei, Chagütschin, Sella und Carvatsch, auf der andern der Piz Badret, Prunas, Prunella, Padella, Piz Nair, die Berge von St. Moritz und unzählige andere, vornehmere und geringere.

Die Gletscher steigen bis in das Nachbarthal von Pontresina hinein: der Morteratsch- und der Roseg-gletscher, bequem selbst einem Damenschuh zugänglich.

Nun vermuthet man mit Recht, wenn man hört, daß St. Moritz 5715' über dem Meer liegt, um 174' höher als Rigi-Kulm, daß ferner die Gletscher den Leuten bis vor die Hausthür rücken, in diesem Thal ein „Sibirien der Alpenwelt“, wo des Vogels Sang verstummt und kein Blümlein des Wandrers Hut schmücken kann. Weit gefehlt! Wie oft haben wir auf unseren Streifereien an heitern Sommertagen die Hitze verwünscht, die das Gras auf den Wiesen und an den Hängen verjengte. Und doch ist diese Hitze nicht zu vergleichen mit der in einem Südlände. Die Luft des Ober-Engadins ist immer angenehm, auch wenn das Thermometer tief steht, erquickend, erfreulich für die Lungen. Die äther- und federleichte Atmosphäre, der reine tiefblaue Himmel, die prächtige Flora der Wiesen, das thaufrische Grün der Alpmatten stimmt unser Gemüth heiter, macht uns Menschen der Ebene lebefroh. Die Blumen dazu, die sich durch besondere Seltenheit der Species und große Farbenpracht auszeichnen, sind noch immer die Freude der Sommergäste gewesen.

In Ober-Engadin findet man einen Sommer, wie man ihn nirgends genießen kann und eben im Sommer bekommt es seinen vornehmsten Besuch. Anfang Juli beginnt der Frühlingsmonat des Hochthales, der rasch zum Sommer wird. Da treibt die Sonne ihr Werk mit Macht: überall, im fernsten Winkel, lockt sie das Grün hervor; liegende bliebenene Schneefelder stören sie nicht, dicht daneben fängt es an zu blühen und das Land wird ein Garten. Das Gras steht in den Wiesen so hoch wie Korn, und ein freudigbuntes Leben entwickelt sich gegen Ende Juli zur Heuernte. Von Anfang Juli an waren die Kurgäste nach St. Moritz gekommen, jetzt kommt auch der bergsteigende Tourist. Er findet die Wege schneefrei, die Gletscher zurückgetreten, die Luft ruhig und still und so klar, daß die fernste Ferne um viele Meilen näher gerückt erscheint und die Aussicht eine allumfassende wird. Die Bitterung ist jetzt durchaus beständig, kühler Charakter und bleibt dies oft bis in den October hinein.

Damals erkletterten wir die schneegekrönten Gipfel in toller Lust, und nachdichtend klang es durch unsere Seele:

„Heil das Schneegebirg ha'n wir erklommen,  
Schar'n in der Thäler vielfurchig Gewind,  
Schweben wie Adler, von Aether umschwommen,  
Ueber den Wolken und über dem Wind.“

Hier blüht ein Städtlein und dort ein Gefilde,  
Dort eines Stromes sich schlängelnder Lauf,  
Dort auch ein See, wie ein Menschenaug' milde,  
Aus der vernebelten Ferne heraus.“

Und Abends saßen wir beim dunkelpurpurnen Weltliner und schwätzten selig über Minne, Hoffnung und Glück, und sangen die theuren vaterländischen Lieder . . . .

Das ist schon lange her. Die Jahre rollten vorbei und mit ihnen die Minne, die Hoffnung, das Glück; Zeit und Zeitgenossen spielten uns übel mit, und wenn wir unser Angesicht im Spiegel schauen, so wird es uns schier verleidet und wir fragen uns, wie Ponce de Leon:

„Ist das Juan Ponce de Leon,  
Der als Page an dem Hofe  
Von Don Gomez trug die stolze  
Schleppe der Afaldentochter?“

Und Ponce de Leon, der seine Jugend wiederhaben möchte, macht sich auf nach der Wunderinsel Bimini:

„Auf der Insel Bimini  
Quillt die allerliebste Quelle;  
Aus dem theuern Wunderborn  
Fließt das Wasser der Verjüngung.“

So man eine welke Blume  
Nehet mit etwelchen Tropfen  
Dieses Wassers, blüht sie auf,  
Und sie prangt in frischer Schöne.

Trinkt ein Greis von jenem Wasser,  
Wird er wieder jung; desgleichen  
Manches Mütterchen . . . .“

Das ist der Jungbrunnen, der vielbegehrte, der oftgesuchte, der niegefundene; gegen die Krankheit des Alters hilft kein Arzt und kein Wasser. Unzählige Quellen aber entspringen dem Schoße der Erde, das sind die Gesundbrunnen, an denen der Mensch neues Leben trinkt, wie einst am freudspendenden Weltliner.

Wir sind überhastet, überarbeitet, der Restauration bedürftig, unsere Ernährung ist gestört, ebenso die Funktionen des Nervensystems, wir leiden an Hysterie, Hypochondrie, Schlaflosigkeit, unsere Lungen-, Magen- und Darmcatarrhe sind chronisch geworden, unsere Kinder leiden wohl gar an Rachitis und Scrophulose — da heißt es, ein solches Gesundbrünnlein aussuchen und — wir gehen in allen diesen Fällen nach St. Moritz.

Nein, wir gehen nicht, wir fahren jetzt. Das leichte Känzlein ist zum dicken Koffer aufgeschwollen, und wir fragen uns, wie bringe ich ihn und mich auf die rascheste, bequemste und billigste Weise an Ort und Stelle?

Wer von Norddeutschland kommt und sehen will, was ich auf der oben angedeuteten Bergfahrt geschaut, dringt über den Bodensee vor und fährt von da bis Station Landquart, nimmt Post durch's Prättigau, Davos über den Flüelapass und erreicht nach zehn Stunden jenes Süs in Unter-Engadin, wo er die Post nach Samaden und St. Moritz trifft. Großartige Posttrouten sind von Chur aus, wo die Eisenbahn vom Norden her ausmündet, Lenz-Albula und Lenz-Julier, wahrhaft herrliche Paßstraßen. Doch giebt es Fälle, wo es uns um die Paßschönheiten gar nicht zu thun ist und dann wählen wir die neuererschlossene, an Naturschönheiten äußerst reiche Route, die uns durch Tyrol nach dem Unter-Engadin führt. Directe Schnellzugsverbindungen leiten von Paris, Brüssel, Köln, Frankfurt, Basel, Zürich u. s. w. zur Station Landeck an der Arlbergbahn. Von hier aus werden die Reisenden per Post ohne irgend welchen Bergpaß, stets dem Inn entlang aufwärts über die hochinteressante Finstermünzstraße nach Bad St. Moritz befördert, wobei für bequemere Reisende sich der ungefähr in der Mitte der Route gelegene treffliche Kurort Tarasp-Schuls vortrefflich als Zwischen-Station eignet.

Wie nach Rom, so führen auch nach dem Weltbade unzählige Straßen und die Wahl einer derselben wird Manchem Qual bereiten; doch untersteht er ja nicht dem bekannten Gesetze der Teufel und Gespenster: „wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus“ — der Rückweg darf ein anderer sein. —



Ich nannte St. Moritz ein Weltbad. Das ist es, und seine Quellen haben einen Weltruf. Ihnen gebührt die Krone und man darf getrost behaupten, daß das Engadin in seiner Gesamtausdehnung sowohl, als im Besonderen das Ober-Engadin die Begründung und Ausbreitung seines Namens nicht sowohl seinen Bergriesen, seinen mächtigen Gletschern, nicht dem Zinnströme verdankt, sondern ausschließlich den Stahlquellen von St. Moritz. Aber der Weltruf hat sich in den letzten Jahren noch ganz bedeutend gehoben, indem man draußen anfängt, neben den Heilquellen gleichzeitig die bedeutenden klimatischen Wirkungen und Vorzüge des Ortes zu schätzen.

Das unübertroffene Höhenklima des Ober-Engadins wirkt in vorzüglichster Weise stärkend und belebend auf den Organismus ein, und sein endgültiger Einfluß macht sich gleich wie derjenige des inneren und äußerlichen Gebrauches der Stahlbrunnen in der Hebung der Blutbildung und in der Kräftigung des ganzen Organismus (wir, Frauen wie Männer, bedürfen deren so sehr) geltend, so daß diese beiden Factoren in ihren Wirkungen in vortrefflicher Weise sich gegenseitig ergänzen und verstärken. Was den berühmtesten Stahlquellen unseres Tieflandes nicht mehr gelingen will, gelingt den St. Moritzer Quellen; davon singen und sagen tausende Genesener.

Nun stelle man sich unter diesem entfernten Alpenorte nicht etwa ein halbverfallenes Bauerndorf vor, dafür müßte er nicht in dem schaffenskräftigen Engadin liegen, dessen Bewohner sich so vortheilhaft auszeichnen durch umgängliches, wirkliches und gastfreundliches Wesen, durch Welt- und Sprachgewandtheit, Anstelligkeit im Fremdenverkehr, durch Gentilezza, Bildung, Erfahrung und tüchtige Unternehmungslust.

Nein: St. Moritz — dies Zeugniß wird ihm der Anspruchsvollste ausstellen — ist ein vornehmer, modern-comfortabler, allen, auch den höchsten Ansprüchen gerecht werdender Badeort.

Ich schweige von meinen Eindrücken, die ich immer und immer wieder empfangen, und lasse einen anderen Weitgereisten, Fritz Bernick, sprechen. Er sagt in Bezug auf das Aeußere dieses „interessanten Weltbades“: „Man kann sich kaum einen stärkeren Gegensatz denken, als denjenigen, welchen uns ein etwa einstündiger Spaziergang aus dem einfachen Pontresina nach diesem Badeorte vermittelt. Er führt über schäumende Gletscherwasser, waldige Berge, an kleinen Seen vorüber, eine angenehme, gern begangene Promenade. Aber schon von dem Rande des letzten Hügelrückens, auf dem eine Meierei, eine Vergnügungstätte der beiden Nachbarorte, liegt, sieht man hinab in eine ganz andere Welt. Auf dem See von St. Moritz schau-

II. 2.

keln sich Gondeln und Barken, mit italienischen Gondolieren bemannt. Ungeheure Palastfronten steigen in dem grünen Grunde empor. Von der alten Muttercolonie, dem Dorfe, hat das Bad sich längst emanzipirt. Ein halbes Duzend ausgedehnter, einstöckiger Gasthöfe (Kurhaus St. Moritz, Hotel Victoria, Hotel du Lac, Hof St. Moritz, Hotel Engadin und Bellevue), ein Kurhaus und daneben die Trink- und Badeanstalten bilden allein den Ort, der sich St. Moritz-Bad nennt. Aber sie genügen den andrängenden Gästen lange nicht mehr. Währt ja auch hier die Saison fast nur zwei Monate, den Juli und August (St. Moritz ist natürlich kein Winterkurort), in die sich Alles zusammendrängt, was hier Genesung sucht. Blutarmen Frauen scheint das Wasser besonders zuzujagen, aber auch jeder stark zerrüttete Organismus, jeder vom nahenden Alter weck und schlaff werdende Körper erfährt die verjüngende Kraft des St. Moritzer Wassers (also doch eine „Fontaine de Jouvence!“). Adelaide Ristori, die seit Jahren hier diese Wirkung erprobt, ist nicht der einzige feste Stammgast des Bades. Gekrönte Häupter und Fürstenfamilien, Staatsmänner und Diplomaten, Franzosen, Italiener, Amerikaner, Engländer, Deutsche (selbst auch viele Schweizer) pilgern Jahr für Jahr hierher an den Heilbrunnen. Gewiß werden seine mineralischen Bestandtheile das Beste thun, aber sie würden sicherlich nicht solche Wunder wirken, wenn sie in irgend einer Niederung aus dem Boden sprudelten.“

Es dürfte manche Leserin und manchen Leser unseres „Univerſum“ interessiren, mit wem sie gegebenen Falles hier zusammentreffen könnten, sei es auch nur, um ihre Toiletten danach einzurichten.

Ich greife auf gut Glück aus den Fremdenbüchern des Ortes ein paar Duzend höchster und hoher Namen heraus und nenne: den König Karl von Württemberg mit Gemahlin und Erbprinzen; Großherzog und Großherzogin, Prinz und Prinzessin Wilhelm von Baden; Kronprinz von Schweden; Frau Herzogin Wera von Württemberg (Großfürstin von Rußland); Herzog Philipp von Württemberg und Sohn; Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen; Großherzog Ludwig von Hessen-Darmstadt mit Großherzogin Alice; Frau Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin; Herzogin Marie von Mecklenburg-Schwerin; Großherzog von Oldenburg nebst Gemahlin u. s. w. In gleicher Weise ist Oesterreich vertreten, Frankreich, Italien (dessen Königreich wiederholt hier war, wie denn Italien überhaupt einen gewaltigen Zug nach diesem Bade hat) u. a. Diesen Hohen gesellen sich bei Vertreter der höchsten Aristokratie aller Nationen und die Beherrscher der Börse. Aber auch die Beherrscher der Geister, Geistesfürsten und Ritter vom Geiste, und

historische Notabilitäten versammeln jede Saison einen glänzenden Cercle in diesen Unterhaltungssälen.

Und hast Du, Freund Leser, keinen Namen oder aus Bescheidenheit einen nur bescheidenen, wenn Du nur Deine Hotelrechnung pünktlich bezahlst, so bist Du willkommen und ebensogut aufgehoben, wie ein Fürst, dessen Napoleon genau ebensoviel Francs gilt wie der Deine.

An der höchst interessanten Geschichte der Quellen von St. Moritz könnte man lernen, welchen wahrhaft unglaublichen Aufschwung das Bad in verhältnismäßig kurzer Zeit genommen. Zwar die Quelle wird seit über dreihundert Jahren benutzt und der alte Paracelsus war es, der auf ihren hohen Werth aufmerksam machte, aber noch 1819 war der heute so vorzüglich fungirende Niesenapparat eine erbärmliche Zämmerlichkeit. Mit dem Jahre 1852 erst beginnt das neue Leben des Ortes, ein mächtig aufsteigendes. 1856 war das Kurhaus fertig, mußte

aber 1866 schon bedeutend vergrößert werden und seitdem ist kein Jahr vergangen, welches nicht wesentliche Verbesserungen, Erweiterungen, Verschönerungen gebracht hätte. St. Moritz ist das Modell eines echten Kurortes, aber so modern es ist, will es doch kein Modebad sein, in dem die Leute sich ruiniren, sondern ein ernster Heilort, ein schweizerisches Quisiana.

Die Wasser von St. Moritz sind natronhaltige Eisenfäuerlinge und der alte Theophrastus Paracelsus von Hohenheim empfahl sie im Jahre 1530 in vorschauendem Geiste mit den Worten: „Ein Acetosum fontale, das ich für alle, so inn Europa erfahren hab, preiß, ist im Engadin zu St. Moritz, dieselbige laufft im Auguste am sauristen; der desselbigen Trankes trindet, wie einer Arznei gebürt, der kann von Gesundheit sagen.“

Und von Gesundheit möchten wir Alle sagen, ach, wie so gerne!





## Allgemeine Rundschau.

Die Bebeausstellung in Paris.

Von

Clara Biller.

Vorher.

Concours universel de Bébés au Palais du Trocadero.  
! 374 bébés inscrits!  
Première Medaille de 1000 Francs au plus bel enfant.



Diese Zeilen, seit gedruckt auf magentarothem Papier, fallen mir in die Augen, als ich vor einigen Tagen über die Boulevards gehe. Sofort stellt sich meiner Phantasie das Concertpodium im Trocadero dar, auf welchem etikettirt wie die Bilder im Salon, 374 angeputzte Bebe's rangirt sind, mit einem Hintergrunde ehrgeiziger Mütter. Publikum davor die Bebe's anstarrend mit bloßen Augen, Brillen, Kneifern, Operngläsern und Fernrohren — der Trocadero hat mächtige Dimensionen. Ein Prachtbebe sehe ich mit einem Lorbeerkranz unter dröhnendem Applaus der Menge als schönstes Kind gekrönt. . . . 373 Mütter werden zu Hyänen, weil ihre Bebe's nicht den ersten Preis bekommen haben, den jede Mutter natürlich als legitimes Eigenthum ihres Bebe's betrachtete. Das Publikum, angesichts der bedrohten Lage des Siegers, erbietet sich, ihm eine Ehrenwache zu stellen. Antrag dankbar angenommen. . .

So etwa concipirte ich eine Bebeausstellung. Um zu vergleichen, wie sie sich zur Wirklichkeit verhielt, beschloß ich der Concurrenz beizuwohnen, die in einigen Tagen stattfinden sollte.

Wo war der Sitz des Bebecomitee's?

Siege social, galerie Bergère 15.

Sofort das Comitee aufgesucht, trotz vorgerückter Abendstunde. Es war nicht in Permanenz und nur noch durch ein sehr erschöpftes Mitglied vertreten. Dahingestreckt lag es auf einem Lehnstuhl mit halbgeschlossenen Augen — es hatte eine achtsündige Belagerung der Mütter ausgehalten! Erkundigungen meinerseits schonend eingezogen; Zweck der Ausstellung in's Auge gefaßt — kleine Pro-

schüre erhalten. Nach Lesung Phantasiebild complet zerstört.

Nein — der Zweck des Unternehmens ist jedenfalls ein sehr menschenfreundlicher, sogar ein durchaus lobenswerther, der mit der Eitelkeit nichts zu schaffen hat. Aber gewiß kommt diese trotzdem mit in's Spiel und an gepugten kleinen Affen wird's nicht fehlen. Leider ist es ja eine alte Geschichte, daß man nichts, auch den edelsten Zweck nicht erreicht, wenn man die menschliche Schwachheit nicht in Mitleidenschaft zieht.

Ich copire das Programm nicht — es ist etwas lang. Mir scheint der Zweck des Unternehmens darin zu gipfeln — obwohl es sich ganz anderer Ausdrücke bedient — endlich auch den Unmündigen und Säuglingen der vornehmsten Thierklasse die Wohlthat angezeihen zu lassen, welcher sich selbst die geringste längst schon rühmen konnte: einen Schutzverein.

Die Veranlassung, einen Verein zum Schutze der Bebe's zu gründen, lag in Frankreich nahe genug. Man denke, daß 100,000 kleine Franzosen, darunter 25,000 kleine Pariser jedes Jahr starben, ehe sie zum Bewußtsein kamen, daß sie Franzosen oder Pariser wären — ja, ehe sie überhaupt in's Bewußtsein traten!

Die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten, die Kruppen, Frauenvereine u. s. w. hatten sich längst als unzureichend erwiesen, und man sah mit Schrecken, daß die französische Nation unter allen Nationen, welche sie umgeben, seit Jahrzehnten nicht nur diejenige sei, welche die wenigsten Kindern producire, sondern daß die Sterblichkeit unter ihren Neugeborenen auch in ganz anderem Maße wüthe, als in irgend einem anderen Lande.

Der Ausruf an die Menschlichkeit, welchen die vorgenannten Zahlen enthielten, wurde 1870 zugleich eine Mahnung an den Patriotismus. Das Kriegsjahr unterstrich die Biffer und setzte ein bedeutames: Memento! dahinter.

Die Geschichte lehrt, wie wir Alle wissen, daß das Kriegsglück nicht allein von der Weisheit der Führer abhängt, sondern daß die größten Armeen auch die größten Chancen hätten, es auf ihrer Seite zu behalten.

Müßte das Kriegsglück sich demnach nicht immer mehr von Frankreich abwenden, wenn es dieser einen Bedingung keine Rechnung trüge? Waren 100,000 Kinder nicht noch etwas mehr als 100,000 Bebe's? Repräsentirten sie nicht zur Hälfte die Zukunftssoldaten Frankreichs, welche der Tod in unblutiger Schlacht mähte, noch ehe sie dem Feinde gegenübergestellt werden konnten?

Wenn einzelne Franzosen solche Betrachtungen aufstellten und daraus wirksame Argumente schöpften, um durch sociale und medicinische Maßregeln die Sterblichkeit

unter den Säuglingen zu vermindern, wird man sich hüten müssen, sie zu verurtheilen. Lügen die Verhältnisse auf unserer Seite, wie sie drüben liegen, würde neben dem Wunsche, sich der Hülflosen anzunehmen, der Gedanke sich wahrscheinlich ebenfalls eingemengt haben, der Nation die Zukunftssoldaten zu erhalten. Ein Volk ist in solchen Dingen wie das andere. Denn die Natur kennt keinen Grenzpfahl und säet hüben wie drüben menschliche Schwäche und menschliche Tugend zu gleichen Theilen.

Lassen wir die Soldaten aber jetzt ganz aus dem Spiele, es versteht sich, daß der Bebeausstellungsverein ihrer mit keiner Silbe erwähnt. Im Gegentheil. Während die Patrioteliga sein Wollen im nationalen Interesse begrüßt, ist er selbst bemüht, seinen Zweck als einen durchaus internationalen zu proklamiren: „Comité du concours universel de bébés“, nennt er sich und betont damit, daß er den Kindern der ganzen Welt seine Vortheile zu gute kommen lassen möchte. Die Bebe's der ganzen Welt vom ersten bis zum fünften Lebensjahre waren auch eingeladen, sich an der ausgeschriebenen Preisconcurrentz zu betheiligen.

Von außereuropäischen Kindern hat sich diesmal leider keins einschreiben lassen!

Das ist aber nicht als Demonstration gegen das französische Volk aufzufassen. Läge Kamerun näher an den Thoren von Paris — bespülte die Seine Jerusalem, so würden wir sicher auch Preisringer aus jenen Zonen begrüßen.

Selbst europäische Kinder, welche nicht zugleich französische Unterthanen sind, haben sich sehr schwach betheiligt. Es lief ein Gerücht, sie wären gar nicht vertreten. Das darf aus demselben Grunde nicht wunder nehmen. Wo soll der jugendliche Preiskämpfer von Mostau oder der Krim, von der Insel Island oder dem Goss von Neapel den Muth hernehmen, jene Eigenschaften, welche ihn zum Siege so fähig machen würden, den Strapazen einer weiten Reise auszuweichen?

Aus diesem Grunde wird der Sieg voraussichtlich den Franzosen bleiben und alle medaillirten Kinder werden französische Kinder sein.

Wie ich im Anfang schon andeutete, hat das Princip der Thierschupvereine gewissermaßen den Anstoß und das Beispiel für diesen Verein gegeben. Waren die Vögel unter dem Himmel, für deren Kleidung und erste Pflege die Natur ohnedies ganz anders gesorgt hat, nicht zehnmal besser daran, als die Säuglinge unbemittelter Menschen? Und doch hatten sie ihren Schupverein. Für andere Thiere, wie Schafe, Rinder, Schweine zahlte man dem Besitzer hohe Prämien, wenn er wohlgenährte, schöne Exemplare erzielte. Das übte dann einen wesentlichen Einfluß auf die Besitzer; sie wurden dadurch angepornt, ihre Thiere sorgfältiger zu pflegen, zu füttern, zu beachten. Am besten waren jedenfalls die Pferde daran. Bei besorgnißerregender Krankheit oder plötzlichem Todesfall wurde der Maire in Kenntniß gesetzt und der Veterinärarzt mußte Ursache der Krankheit oder des Todes genau untersuchen. War eine Stute preisgekrönt, wurden ihre Fohlen in ein sogenanntes „goldenes Register“ auf der Präfectur eingeschrieben. Die französische Regierung gab, wie man berechnet hatte, jährlich mehr für ihre Stütereien aus, als es bedurfte um 100,000 armen Säuglingen das Leben zu retten, die im Elend untergingen.

„Warum geschieht daselbe nicht für die Neugeborenen der Menschen? Ist ein kleiner Franzose nicht ebensoviel werth als das Fohlen einer Vollblutstute?“

Diese Fragen stellte 1872 schon der Doctor Brochard an das französische Volk. Er war es, der zuerst die Idee eines Kinderschupvereins mit Ausstellung, Medaillen u. s. w. anregte. Noch ehe er seinen Plan reifen sah, raffte der Tod ihn dahin.

Sein Plan überlebte; aber er hatte viele Angriffe auszuhalten. Das Geld ist immer knapp, wo der Erfolg unsicher ist. War die Idee überhaupt werth, daß man sein Geld daran setzte? Was wäre das für ein Unsinn, Bebe's zu prämitiren, wie Schafe! Wenn man eine Herde Bebe's in einen gemeinschaftlichen Stall sperrt, werden ansteckende Krankheiten die Folge sein u. s. w. u. s. w. So spottete man.

Da die Idee lebensfähig war, ging sie am Spott nicht zu Grunde. Jeder Hinweis auf ihre Mängel wurde zugleich eine Warnung diesen vorzubeugen. Vor Allem trachteten die, welche sich mit der Gründung eines Vereins im Bebeinteresse beschäftigten, eine strenge ärztliche und künstlerische Controlle an die Spitze zu stellen, welche das Examen der vorgeschlagenen Kinder vornähme. Es ist das Examen der Zukunftssoldaten. Nächstens werde ich einem bewohnen. Nach dem, was ich davon gehört, wird sicher einmal keiner für dienstunfähig erklärt, der es bestanden hat.

Von der Idee ausgehend, daß bei einem Kinde Schönheit und Gesundheit immer zu Paaren gehen, und daß die Schönheit der Rasse beim Menschen nach ähnlichen Grundfäden erzielt werden könne, wie bei anderen Thierklassen, war man fest entschlossen, sie beim Bebe als eines der Hauptmomente zu betrachten.

In dem officiellen Programm finde ich darauf bezüglich folgenden Passus:

Les récompenses seront accordées à ceux dont les formes extérieures se rapprocheront plus du type de beauté, conçu par les anciens, et non point à ces phénomènes monstrueux qu'on exhibe dans les foires . . .

Diese Worte geben zu denken, weil sie im Widerspruch stehen mit der herrschenden Kunstströmung in Frankreich, welche den Schönheitsstypus der Alten verdammt und eine pikante Häßlichkeit an seine Stelle gesetzt hat. Vielleicht fürchtet das Bebecomitee nicht mit Unrecht, daß die Vorliebe für die modern gewordene Häßlichkeit einen schlimmen Einfluß auf den französischen Typus überhaupt üben könne, und sucht diesem vorzubeugen.

Jobbe Duval, einer der bekanntesten französischen Maler, steht an der Spitze der Kunstjury, secundirt von einer Anzahl angelegener Bildhauer und Maler. Man ist gespannt auf den Laureaten.

3908 Kinder sind von der Jury der Aerzte und Künstler geprüft worden; 374 nur wurden als zur Ausstellung zulässig befunden!

In zwanzig Punkten muß ein Kind den Ansprüchen des ärztlichen und in ebensoviel Punkten den Ansprüchen der künstlerischen Jury genügen, um zur Concurrentz zugelassen zu werden. Die genauen Resultate des Examens (die ärztliche Jury ist aus neun tüchtigen Aerzten zusammengesetzt) werden den Eltern der betreffenden Kinder bekannt gemacht. Wie werthvoll sind darum diese Examen für die spätere Behandlung des Kindes. Alle Bemühungen dieser menschenfreundlichen Aerzte und Künstler haben selbstverständlich keinen anderen Lohn, als den das Bewußtsein giebt, einem edlen, des Erfolges noch ziemlich unsicheren Zweck zu dienen.

Während.

Ein leidlich schöner Tag; kühl, regenlos. Nicht nur die Familien der zur Concurrentz zugelassenen Kinder, sondern auch die Familien nebst Kindern, welche angemeldet und nicht zugelassen wurden, nebst Familien von Kindern, welche für das nächste Jahr zur Ausstellung eingeschrieben wurden, haben freien Eintritt in den Trocadero. So sieht man Karawanen ziehen, welche jede Befürchtung an Kindermangel in Paris auszuschließen scheinen.

Die Porträts der sieben ersten Preise — es war so

viel Schönheit vorhanden, daß die Preisrichter die 1000 Mart-Medaille zertheilen mußten — werden an den Thüren ausgesetzt. Sie sind über Hals und Kopf lithographirt worden. Ich kaufe sie und bin entsetzt, ohne mich durch die schwarzen Abbilder gegen die Originale einnehmen zu lassen, die ich zu schauen gekommen bin.

Ich habe mir einen guten Platz im Parquet besorgt, um mich nicht des Fernrohrs bedienen zu müssen. Ein eigenthümliches Gepräge hat dieser Zuschauerraum — eine Versammlung von einigen Tausend Bebe's tagt; etwa die Hälfte nur kennt die vier Jahreszeiten aus Erfahrung. Das ist ein Schreien, Krähen, Brüllen, Zirpen, Zetern, Krächzen, Grunzen, Krähen, Kreischen, Zohlen, Röhren! Dem Eindruck der Geräusche nach befindet man sich in einem riesigen Affenhaus, das zur Hälfte von Vögeln bewohnt wird. Diesen haben sich einige Katzen jugendlicher Art nachgeschlichen — Alles bei Stimme und in voller Ausübung derselben!

Wie soll ein Concert unter dieser Begleitung stattfinden? frage ich mich. Denn da die Einnahme aller besseren Plätze zum Besten des Vereins verwandt werden soll, und man einer guten Einnahme gern sicher wäre, hat man Künstler vom Theater Français, der Oper und verschiedenen anderen Theatern aufgebeten, um das versammelte Publikum nicht nur durch Kinderlärm und den Anblick glücklicher oder gekränkter Mütter zu unterhalten.

Leider scheinen viele Plätze leer zu bleiben. Ueberfüllt sind nur Amphitheater und Gallerie, wo Bebe's und Zubehör freien Eintritt haben.

Vor mir sitzt neben Großmutter und sehr junger Mama — sie kann kaum achtzehn Jahre zählen — ein wunderhübsches kleines Mädchen von etwa achtzehn Monaten. Blond; ein Gesichtchen, bei dem der Ausdruck von Lieblichkeit und Frohsinn fast die Schönheit der Züge noch überbietet. Ich bin nicht gerade, was man so einen Kindernarren nennt; ich freue mich an Kindern, wie ich Gedichte lese — dann und wann, nicht jeden Tag. An jenem Bebefest war ich in der Stimmung für Kinderpoesie. Das kleine Mädchen entzückte mich. Ich sagte ihrer Großmutter — (wenn es Jemand giebt, der noch eitler auf ein Kind ist, als die Mutter, so ist es sicher die Großmutter!) — wie reizend ich sie fände; sie hieß Reineé. Man darf, ohne zu beleidigen, eine solche Unterhaltung mit den weiblichen nächsten Verwandten eines Kindes antknüpfen, auch wenn man ihnen nicht vorgestellt ist. Die kleine Reineé stand auf dem Fauteuil zwischen den beiden Frauen. Sie hatte sich nach mir umgewendet, und während sie alle ihre Grübchen lachend zeigte und mit einem Aermchen über dem Kopf gestikulirte, rief sie, während ich ihr Lob sang, immerfort: non, non, non!

Die junge Mutter, welche sich natürlich in das Gespräch gemischt hatte, bemerkte: „Das ist ihr Lieblingswort: sie ruft den ganzen Tag: non, non, non!“

Wie bezeichnend für diese hübsche, kleine Französin im Keim! dachte ich. Wie Viele wird sie mit ihrem: non, non, non! einmal in Verzweiflung bringen, wenn sie fortfährt so schön zu bleiben wie sie jetzt ist!

„Ich bedauere“ — versicherte ich beiden Frauen — „daß ich keine Medaille zu vertheilen habe. Ich würde sie Reineé geben!“

„Aber sie hat ja eine Medaille!“ entgegnete das Mamachen, ein bißchen pikirt, als ob daran zu zweifeln gewesen.

Es stellte sich nun heraus, daß die Eltern der vornehmern Preisfinder es vorgezogen hatten, Plätze im Parquet statt auf der Estrade zu nehmen. So erschien auch bald an meiner linken Seite ein anderes Preisfind, etwa im selben Alter wie Reineé. Während Reineé blond, war diese brünett. Sie hatte ebenfalls eine noch recht junge, hübsche Mama und sogar Estorte von zwei

Großmüttern. Glücklicherweise hatte man sie zuerst in die Bank gelassen, so sah sie neben mir; die dreimütterliche Schutzmannschaft folgte. Trotz der dunkelbraunen Haare, war dieses kleine Mädchen sehr weiß. Sie hatte runde, glänzende Augen von der Farbe der Haare und ein reizendes, etwas trotzig aufgeworfenes Mäulchen. Während sie mich von unten herauf aufmerksam und ernst ansah — sie merkte, daß sie mir gefiel — war sie weder zu einem si noch zu einem non zu vermögen, als ich mit ihr sprach. Indem ich noch überlegte, welchem der beiden kleinen Mädchen ich wohl den Schönheitspreis zuerkennen würde, erschien hinter mir — eingerahmt von beiden Eltern — ein etwa fünfjähriger Knabe, ein Prachtler, durchaus brünett, auch dem Colorit nach. Er stach, was die Züge anlangte, die kleinen Mädchen fast aus. O, wie wünschte ich alle Kinderfreunde in diesen Saal!

Nachgerade hatte die Estrade — Bühne, wenn man will — sich gefüllt. Sie bestand aus vier Abtheilungen amphitheatralisch aufsteigender Bänke, deren jede etwa 20 bis 24 zählte. Abtheilungen rechts und links gehörten den zweiten und dritten Preisen. Die beiden mittelsten waren eine für das Orchester, die andere für die ersten Medaillen bestimmt. Links vorn ein Tisch mit Blumensträußen und Bonbons für die Bebe's. Man hatte sich überhaupt mit suero d'orges, bonbons &c. für die prämirte höhere Zoologie versehen.) Rechts ein Harmonium und Harfe. In der Mitte ein Tisch mit Medaillen und einigen Hundert blaurothweißen Schleifen, überragt von einer mächtigen Glocke. Dahinter einige Comiteemitglieder.

Auf den Bänken ein Hin- und Herwogen von Concurrentenkindern. Die meisten werden getragen, weil sie noch auf Windeln ruhen. Man sieht entzückende Kinder — Kinder zum Abdrücken — zum „Aufessen“, wie Manche sagen würden. Die Natur hat das Ihrige gethan, um sie der Medaillen werth zu machen. Ach — daß man sie so sehen könnte, wie die Natur sie schuf! Leider haben die Mütter das Ihrige gethan, um die natürliche Schönheit durch künstlichen — nicht künstlerischen! — Anputz zu zerstören.

Man denkt daran, was die armen Würmer durch ihre Verwandlung in Modemagazinpuppen auszuhalten haben und schaudert! Was soll ich von den Locken sagen, die ich auf dieser Estrade sah! Wo ein Wochentind nur 60 Haare hatte, waren ihm schon zehn Loden daraus gekehrt worden!

Die meisten Kinder — das ist nicht nur mir aufgefallen — waren blond. Waren es französische Unterthanen, so war sicher eine gute Mischung germanischen Blutes in den romanischen Adern.

Eine lebhafte Aufregung erregte ein fünfjähriger Knabe, den die Stadt Roubaix auf ihre Kosten zu dieser Ausstellung gesandt hatte. Ein beklagenswerthes, entsetzliches Geschöpf, obgleich es höchst selbstzufrieden ausjah und die Menge mit Kuffhändchen grüßte. Er war 1 Meter 27 Cent. hoch und wog 144 Pfund! — 72 Kilo! In braunem Sammet mit Gold verziert gekleidet, machte er den Eindruck eines jener unglücklichen Fettkinder, wie man sie auf Märkten zeigt.

Ich beobachtete die einzelnen Mütter. So etwas von komischer, oder um es pathetischer auszudrücken, von rührender Glückseligkeit als ich bei sechs der ersten Preisfinder wahrnahm, ist mir selten vorgekommen! Die meisten waren jung und hübsch. Es war eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen der Medaille und ihrer Mutter; auch hatten die leßtern gewöhnlich versucht — damit nur ja kein Irrthum möglich! — dies durch die Wahl der gleichen Farben für den Anzug noch besonders zu markiren. Alle Mütter hatten die Kinder aufgeputzt, um sich damit Ehre einzulegen; alle Mütter hatten sich selbst aufgetakelt, um den Kindern Ehre zu machen. Nein, nicht alle. Die siebente nicht. Es war eine Frau aus dem Volke im

Kattunrock mit blauer Schürze. Vor, neben und hinter mir zischelte Alles, daß sie es wage, sich in diesem Aufzug vor dieser Versammlung zu zeigen. Sie konnte wohl des Schminckes entbehren — sie trug den ausgesucht kräftigsten und schönsten Buben im Arm, ein Prachtkind von sechs Monaten. Sie drehte dem Publikum den Rücken zu, als sie an den Tisch trat, die Medaille zu empfangen. Da nahm der Präsident ihr das Kind ab und hielt es einen Augenblick dem Publikum entgegen. Es strampelte und lachte — ein Sturm des Applauses brach los. Die Mutter fuhr sich mit der Hand nur einmal über die Augen, dann nahm sie das Kind und setzte sich ganz ruhig wieder auf ihren Platz. Ich habe nie ein so ruhiges, fast gleichgültiges Gesicht gesehen bei solchem Erfolg. Dieses Weib mußte entweder ein großes Herz haben, das Glück demüthig macht, oder einen schweren Kummer, der es dominiert. Ich hörte, es seien ihr für ihren Buben 2000 Francs geboten worden; sie habe nur den Kopf geschüttelt und trotzig ausgehoben.

Unter den sieben ersten Preisen waren sechs kleine Mädchen — ausgewählt schöne Kinder; zwischen zwei und vier Jahren schätzte ich sie.

Das eine dieser Mädchen (ganz blond, Augen, deren Blau bis in meine zehnte Parquetreihe strahlte) war ein wahrer Cherub — aber ein Theaterengel. Ein blau-atlasnes Ballet mit Federn, Perlen und Schleifen auf dem Kopf; der übrige Anzug dem angemessen. Auch eitle Väter sah ich. Aber wer wäre nicht ein bißchen eitel auf unter Tausenden herausgeputzte, schöne, und vor allem, gesund erfundene Kinder!

Ich vergaß zu erwähnen, daß der Bebeverein sich ganz besonders die Aufgabe gestellt hat, den Müttern die Rathschläge, welche Jean Jacques Rousseau im „Emile“ giebt, an's Herz zu legen, und sie auszuzeichnen, wenn sie die ersten Pflichten ihren Kindern gegenüber selbst erfüllen, statt sie durch Andere erfüllen zu lassen. Eine kleine Broschüre ist zu dem Zweck gedruckt und unter die Mütter verteilt worden.

Man konnte auf der Estrade beobachten, daß die Rathschläge Jean Jacques bereits stark Eingang gefunden hatten; sie wurden verschiedene Male vor dem versammelten Publikum sans gêne in Scene gesetzt.

Jetzt bitte ich, nicht zu vergessen, daß während der fünf Stunden, welche diese Feier in Anspruch nahm — der Beginn war um zwei Uhr festgesetzt und um sechs Uhr verließ ich, durchaus nicht eine der Letzten, den Saal — das vorerwähnte Kinderconcert nicht einen Augenblick pausirte, ja daß es selbstverständlich jede Stunde an Vehemenz bedrohlich zunahm!

Man darf über eine Concertaufführung, die unter so erschwerenden Umständen zu Stande kommt, kein tadelndes Wort verlieren. Das Gebotene — 26 Nummern! — wäre vorzüglich gewesen, wenn man es überhaupt gehört hätte. Es wurde fast zur Dual in einem Raum, wo einige Tausend Bebe's durcheinanderschrien. Fräulein Durand vom Theater Français erschien an der Thür, die zum Podium führte, wies nach dem Amphitheater, wo die stärksten Brüller saßen, schüttelte den Kopf und verschwand ohne nur vorzutreten. Keiner wird ihr das verargt haben. Andere sangen und deklamirten wirklich; mitunter drangen auch ein paar Töne, eine Strophe, bis in's Publikum! Nur das Orchester konnte den Kampf aufnehmen und — für das Parquet wenigstens — fast immer als hörbare Begleitung sich neben dem Chor der Engel bewegen. Aus dem Programm fielen etwa sechs Nummern weg. Es blieben immer noch zwanzig, und nachdem sie absolvirt waren, wurde erst an die Vertheilung der Medaillen geschritten. Es war eine harte Geduldsprobe für Mütter und Kinder; ein Theil der Anwesenden hatte bereits den Saal verlassen. Wer jedoch sich die Schwierigkeiten vor-

stellt, die ein derartiges Unternehmen bietet, all' die Zufälligkeiten, die in den Kauf genommen werden müssen bei einer Feier, wo die Hauptmitwirkenden Kinder unter fünf Jahren sind, der wird sicher nur mit Dankbarkeit und Bewunderung der Männer und Frauen gedenken, die Zeit und Talent selbstlos opferten, um sie überhaupt zu ermöglichen.

Ich hatte vor, in einem „Nachher“ noch eine Sitzung des Vereins zu schildern, in welcher angemeldete Kinder die Prüfung der Künstler und Aerzte zu bestehen haben, welche über ihre Ausnahme für die nächstjährige Ausstellung entscheidet. Da ich aber erfahren habe, daß in den nächsten Wochen keine stattfindet, muß ich mich diesmal bescheiden und etwaige Interessirte auf den Herbst verweisen.

### Zu unseren Illustrationen.

Studienkopf. Nach einem Gemälde von F. A. Kaulbach. Der dem vorliegenden Hefte beigegebene reizende Frauenkopf F. A. Kaulbachs ist eines der wenigen neueren Kunstwerke, das sich einer dauernden Werthschätzung zu erfreuen hat und den Künstler weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt machte, namentlich seitdem nicht allein die deutsche Porzellanmalerei, deren Technik für die Reproduktion dieses anmuthigen und holdseligen Costümbildes ganz besonders geeignet scheint, sich desselben bemächtigte und in zahlreichen Wiederholungen durch die Welt verbreiten half, sondern seitdem auch einer unserer bedeutendsten lebenden Kupferstecher, Ed. Büchel in Dresden, ihn im Stich vollendet wiedergegeben hat. Allerdings liegt der Zauber dieses die Poesie des Mittelalters einem unwillkürlich ins Gedächtniß zurückerufenen sinnigen Kopfes nicht zum geringsten Theile in dem zarten, durchgeistigten Colorit, in dem bekanntlich F. A. Kaulbach, der Sohn des ebenfalls hochgeachteten hannoverschen Porträtmalers Friedrich Kaulbach, ein Meister ist, und in welchem er in der That nur von wenigen lebenden Künstlern seines Fachs erreicht wird. Insbesondere Zeichnung, Ausdruck und malerische Auffassung sind Eigenschaften, welche vollkommen ausreichen, um die Schönheit dieses Kopfes darzuthun und für den erst im 37. Lebensjahre stehenden reich veranlagten Künstler einzunehmen, dessen poesievoller „Maientag“ eine Perle unter den neueren Bildern der Dresdner Gallerie ist, und von dem wir sicherlich noch manche werthvolle Arbeit zu erwarten haben. S.

Hofansicht des Heidelberger Schlosses. Originalzeichnung von B. Gauje. Siehe Artikel „Alt Heidelberg, Du seime“ von Dr. J. Steinbed.

Der Barbier. Nach dem Gemälde von A. Jimenez. Der Künstler führt uns mit seiner launigen Ausführung in die Zeit Louis XVI. Der Popsf wurde verkürzt, die Haare an der Stirn zierlich gekräuselt getragen und werden bon ton mitmachte — und wer that dies damals nicht — der ging zu Monsieur le Bonsbour, dem Barbier und Haarkünstler. Keiner verstand es so wie er seine Kunden zu scheeren und die Haare zu kränjeln, dabei sprudelte sein Mund von tausenderlei komischen Einfällen und alle interessanten Histörchen wußte er mit einem vielsagenden, doch nichts offen verrathenden Lächeln wiederzugeben. Er besaß auch ein vortreffliches Dominospiel, das er gern zur Verfügung stellte, um seine Kunden recht zu fesseln. Eben hatte er einem jungen Stutzer mit besonderer Vorliebe ein kleines Standälchen erzählt und bei der pikanten Pointe lächelten sich beide recht verständnißförmig an. Aber, o weh! die Brennschere entglitt dabei ein wenig der kundigen Hand und entlodete dem darunter Befindlichen einen leichten Schmerzensschrei, worauf von Seiten des erzürnten Vaters desselben ein heftig tadelndes: „Ei, Ei! Monsieur le Bonsbour“ eintrug. Er hatte viel zu beschwichtigen,

Monsieur le Bonsbour, denn er hielt streng auf sein Renommée als Barbier und Haarünstler. x.—

Schiffbruch, Originalzeichnung von Th. Weber. Weit von Indiens Küste herkommend nähert sich der schmude Dreimaster wieder dem heimatlichen Strande. Stolz blähen sich die Segel im Winde und wie ein wehgefedertes Schwan durchschneidet er die glitzernden, schäumenden Wogen. — Rasch verfinstert sich der Himmel, die Wollen ballen sich im Fluge unheimlich düster, fast schwarz zusammen. Holla, Jean Mat! Der Sturm kommt heran! Wehr' Dich! — Der Seemann kennt die Sturmeszeichen, wie das Kind sein Wiegenlied. Die Segel reißt! ruft ihm der kreischende angstvolle Ton der Möven zu, die in jäher Hast das wadere Schiff umkreisen. Steuer Backbord! heilt der erste Sturmesstoß und mit blitzartiger Geschwindigkeit arbeitet die tapfere Mannschaft. Doch, was ist des Menschen Kraft gegen die Gewalt der Elemente. — Es braust heran wie das wilde Heer, dumpf grollend heben sich haushoch die Wogen und weithin über das Deck spritzt der schaumige, stöckige Gischt. Ein dumpfer Knall, ein gellendes Pfeifen und Zischen und die Segel schlagen in Stücke zerfetzt um den Großmast. Auf brüllt das Meer wie ein wüthender Leviathan, — dem Rachen der Hölle gleich klappt der gährende Schlund der Wogen auseinander, um das Schiff in seine Tiefen zu zerren. Ein erneutes entsetzliches Krachen, der Fockmast stürzt gespalten, zerplittert ins Meer, mit ihm mehrere Matrosen; das Schiff neigt ächzend sich zur Seite. Rettet Euch! Rettet Euch! kreischt der gelle Mövenschrei und übertönt den hohlen Donner des Meeres. Herab die Bütte! doch kaum auf den Wogen, sind sie wie Kalle fortgeschleudert. Nur noch eines bleibt übrig, es faßt kaum ein Drittel der Mannschaft. Wer hilft den Unglückseligen, die sich, zurückgestoßen, krampfhaft an das Deck klammern, den sicheren Tod von allen Seiten drohend vor Augen. Von der Küste hat man das Entsetzliche gesehen. Muthig und unverzagt kämpft die tapfere Lootschenschaar im Rettungsbote heran, mit unfähiger Mühe, mit Aufbietung übermenschlicher Kräfte ringen sie gegen den Wogendrang bis zum Brack hindurch. Holla, Jean Mat! Wir bringen die Rettung! Und die Tapferen, sie halten ihr Wort, der letzte Mann wird geborgen, dann stoßen sie wieder ab, — dem Strande zu, und hinter ihnen verschwindet in Wogenschaum und Wellengischt, wie von unsichtbarer Gewalt herabgezogen — das Brack. x.—

### Besprechungen.

Viel G'fühl, Gedichten und G'sichteln in altbayerischer Mundart von Josef Feller (Zindel's Verlag in Leipzig). — Ein den Manen Karl Stieler's gewidmetes Werkchen, das, frisch und volksthümlich geschrieben, als eine anerkanntenswerthe Bereicherung der bayerischen Dialektdichtung bezeichnet werden muß. Die größte Zahl dieser Gedichte ist von gesundem, kräftigen, doch nie verletzenden Humor besetzt; ihr Inhalt ist Freude an der Natur, am edlen Gerstenjaß, an urwüchsiger Kraft, Stolz auf das Vaterland, Liebe zum Reiche und gesunde religiöse Anschauung, die sich nicht scheut, am rechten Orte ein freies Wörtlein zu sprechen. Einzelne Gedichteln sind geradezu trefflich und wir wünschen aufrichtig dem Büchlein viele Freunde. A. D.

Zwischen Donau und Kaukasus, Land- und Seefahrten im Bereiche des Schwarzen Meeres. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld (Wien, A. Hartleben's Verlag). Wessen Interesse ruht nicht, trotz Afrika und Südsee-Colonien, in ständiger Aufmerksamkeit auf jenem „Wetterwinkel Europa's“, dem Ballan und den Gestadelländern des sagenumwobenen Schwarzen Meeres? Die Länder am Schwarzen Meere, an welche sich die ältesten, völker-

geschichtlichen Ereignisse knüpfen, sind heute und in der nächsten Zukunft der Schauplatz bedeutender Wandlungen und Umgestaltungen. Die Ereignisse, die sich dort vorbereiten, werden gewissermaßen die Schlussscene von Vorgängen bilden, die seit den ältesten Zeiten jene Region in Form von Völkerzügen, staatlichen Umwälzungen und ethnologischen Wandlungen zum Ausgangspunkte hatten. Mannigfache Interessen, sowohl reale als wissenschaftliche, sind damit verknüpft, der Theilnahme weiter Kreise für so hochinteressante Erdräume nicht zu vergessen. Das vorliegende Werk bezweckt, Länder und Völker in dem Gebiete des Schwarzen Meeres zu schildern, Vergangenheit und Gegenwart auf dem Boden der Ortstunde zu einem anziehenden Gemälde zu gestalten. Der weite Erdräum vom „goldenen Byzanz“ bis tief in die südrussischen Steppen hinein, von der unteren Donau bis zu den Stammnissen der von Kriegerromantik und Völkerjagen verklärten kaukasischen Aelpler, bildet den engeren Bereich der Schilderungen. Der Verfasser, der wiederholt am Schwarzen Meere gewest und einen größeren Bereich desselben aus eigener Anschauung kennt, ist durch Kenntnisse und Erfahrungen in die Lage versetzt, die bedeutame und dankbare Aufgabe befriedigend zu lösen. Viele Gebiete, welche allenthalben in das Tagesinteresse eingreifen, wie die Balkanländer, die Krim, der Kaukasus und die durch ihre uralten Culturen berühmten kleinasiatischen Länder, erfahren in diesem Werke zum ersten Male eine eingehende Behandlung vom geschichtlichen, culturhistorischen, geographischen und ethnographischen Standpunkte aus. Einen glänzenden Anfang des in seiner Idee und Anlage hochbedeutenden Werkes bilden schon die ersten drei reich und originell illustrierten Lieferungen, welche soeben zur Ausgabe gelangt sind. Sie behandeln in lichtvoller und interessanter Weise die vorgegeschichtlichen und ältesten geschichtlichen Völkerverhältnisse in den Ländern am Schwarzen Meere. Sogar uralte Sagen, wie jene der Argonautenfahrt und die Prometheusmythe, sind wirksam in die sachlichen Schilderungen eingeflochten.

### Miscellen.

\* „Unsere Kinder!“ Unter dieser Ueberschrift findet man heutzutage in den Journalen wahre oder erdichtete Aussprüche aus Kindermund, die die unnatürliche Frühreife moderner Jugend darthun sollen. „Alles schon einmal dagewesen,“ sagte der weise Ben Akba. Wenigstens wissen wir kein drastischeres Beispiel in dieser Hinsicht, als nachfolgenden, historisch beglaubigten Brief des sechsjährigen Kurprinzen Friedrich (später als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, dann Friedrich I., König von Preußen). Der Brief ist datirt vom 26. Februar 1666 und an die Landgräfin Sophie von Hessen-Kassel gerichtet. Der Sechsjährige gesteht darin seine Liebe zu der zweiten Tochter der Landgräfin, der Prinzessin Elisabeth, in folgenden Worten: „Hochgeehrte, Herzallerliebste Frau Mähme! als ich erfreulich erfahre, daß Euer Gnaden älteste Prinzessin sich verheirathet, habe ich nicht unterlassen wollen, meine große Freude darüber zu bezeigen und Ew. Gnaden gehorjamst zu gratuliren. Ich kann wohl leiden, daß alle Prinzessinnen weggeführt werden, wenn nur die bleibt, die ich liebe. Ich will so fleißig studiren und mich so verhalten, daß ich verhoffe, ich werde keinen Korb bekommen.“ Und das Schönste an dieser wahren Geschichte ist, daß 13 Jahre später derselbe Friedrich dieselbe Prinzessin Elisabeth in Potsdam als sein eheliches Gemahl heimführte und sie sodann zur ersten Königin von Preußen machte.

### Technisches.

Zur elektrischen Beleuchtung. Die Freunde der Erzeugung des Gases durch die Electricität, deren Zahl

täglich zunimmt, werden mit Freude vernehmen, daß die erste Autorität auf diesem Gebiete, Dr. Werner Siemens, dem Berliner Magistrat eine Denkschrift überreicht hat, in welcher er zunächst darthut, daß wesentliche Verbesserungen der elektrischen Beleuchtung nicht mehr zu erwarten stehen, und daß dieselbe in den wenigen Jahren bereits den Höhepunkt erreicht hat. Die Sache habe jetzt einen höheren technischen und finanziellen Boden und dürfte sich überall gut rentiren. Es sei demnach für die städtischen Gemeinden an der Zeit, sich über die Einführung des elektrischen Lichtes schlüssig zu machen, bezw. dieselbe in die Hand zu nehmen. Selbst die Gasgesellschaften treten der Sache näher, und es werde jetzt keine Halle, kein Theater, kein Bahnhof mehr ohne elektrische Beleuchtung gebaut. Ueberdies sei die Gasbeleuchtung in geschlossenen Räumen ein wahres Gift und schon die Rücksicht auf die Gesundheit der Menschen erfordere hier deren Beseitigung.

G. v. W.

Zur Erhöhung der Schiffsgeschwindigkeiten. Es bezweifeln erfahrene Schiffbaumeister bereits nicht mehr, daß es mit der Zeit gelingen werde, die Geschwindigkeit der Torpedoboote von 20 auf 30 Knoten (1 Knoten = 1852 Meter) zu steigern und zwar ohne die Maschinenkraft sehr erheblich zu erhöhen. Damit ist jedoch der amerikanische Professor Thurston nicht zufrieden. Er träumt von 40 Knoten und sieht bereits in Gedanken ein Schiff, welches den Atlantischen Ocean in drei Tagen durchfährt, also noch rascher dahinsauft, als unsere Eilzüge. Er hat sogar einen ausführlichen Entwurf zu einem solchen Dampfer ausgearbeitet. Erforderlich wäre hierzu eine Länge von 800 Fuß — je länger ein Schiff, desto rascher die Fahrt — und eine Breite von 80 Fuß; ferner Maschinen von 250,000 Pferdekräften, also 20 Mal kräftiger, als die jetzt bestehenden größten Maschinen. Solche Maschinen würden stündlich 175 Tonnen, auf der Reise über den Ocean also 10,500 Tonnen Kohle verschlingen. Dies, sowie die Kosten der Schiffe hätte jedoch eine solche Verteuerung des Fahrpreises zur Folge, daß nur Millionäre sich das Vergnügen gönnen könnten. Daran dürfte aber schon der Plan scheitern.

G. v. W.

Ein neuer Sparbrenner. Friedrich Siemens in Dresden, der für die Verbesserung der Gasbeleuchtung ebenso unermüdet wirkt, wie sein Bruder Werner für die Einführung des elektrischen Lichts, hat einen neuen Gasbrenner erfunden, welcher gegen den gewöhnlichen Schnittbrenner eine Ersparnis von 55 — 65 Procent gewähren soll. Dies erreicht Siemens auf folgende Weise: Die Flamme wird gegen die Brennscheibe gepreßt, so daß hier eine Luftwirbelung entsteht. Die bereits ausgeschiedenen Kohlenstofftheilchen gelangen nun in diese Wirbelung und verbrennen hier mit großer Leuchtstärke. Abweichend von den bisherigen Constructionen ist es auch, daß der Cylinder nicht in Klammern ruht, was das Schiefstehen desselben und damit ein ungleichmäßiges Brennen leicht zur Folge hat, sondern auf einem Metallrand frei aufliegt. Dessen Enden sind natürlich gut abgeschliffen. Der Cylinder ist dadurch dem Zerpringen weniger ausgesetzt.

G. v. W.

### Silbernräthsel.

Von Eugen Willenius.

Aus nachstehenden 20 Silben sollen sieben Worte so gebildet werden, daß die Anfangs- und Endbuchstaben von

oben nach unten zwei bekannte Trauerspiele verschiedener Dichter ergeben.

a cor des gi gel ge hi hut i lau la ne ne o o  
o reg rich ral ver

1. Berühmter Maler.
2. Stadt Schlesiens.
3. Götterkönig.
4. Schriftsteller.
5. Thier.
6. Militär-Charge.
7. Staat in Amerika.

Auflösung in Nr. 2 des neuen Jahrganges.

### Auflösung des Zahlenräthfels aus Nr. 22.

	Zampa	
	ll, n	
Interieur.	Nobold	Industrien.
	Clegie	
	Mojegger	
	Telemachos	
	Orléans	
	Nobespierre	
	Teheran	

### Welt-Telephon.

Herrn Maler R. N. in D. Ein sehr interessanter und praktischer Zeichen-Apparat, der sich besonders für Maler, Techniker, aber auch für Laien und Freunde der Natur eignet, wird von Herrn. Contr. Gsch in Cöln a. Rhein hergestellt. Der Apparat besteht aus einer höchst einfach konstruirten Camera obscura, welche auf beiden Seiten offen und nur von einer schwarzen Gardine geschlossen ist, das Bild fällt innerhalb dieser Gardine auf den Boden, zurückgeworfen nicht durch einen Spiegel, sondern einfach durch ein oben auf dem Apparat stehendes Glasprisma. Hierdurch wird das Bild sehr klar, und weil zwei Oeffnungen da sind, können zwei Personen zu gleicher Zeit das abgegebene Bild zeichnen. Dieser Universal-Zeichen-Apparat ist zusammenlegbar und nimmt dann wenig Raum ein.

Carl W. Eiselen. Es gibt Anstalten, die privatim auf das Abiturientenexamen hin ausbilden, allein für Jemand, der nur die Laurea eines Gymnasiums bezieht, hat, halten wir es in einem Zeitraum von 2-2½ Jahren auch bei der größten Energie und Anstrengung, die schädlich auf die Gesundheit wirken könnte, für unmöglich. Das Institut des Director Moesta in Dresden bereitet privatim auf das Abiturientenexamen vor und so noch verschiedene andere. Bezüglich des Lehrplanes, der durchschnittlich täglichen Zeiterfordernisse, des Honorars und der Pension könnten wir Ihnen nur ungenaue Angaben machen und erfahren Sie dies sofort genau, wenn Sie sich an den Director der Anstalt wenden. Wir raten dem jungen Manne ganz entschieden von dem Verlassen seiner bisherigen Carriere ab. Ein solches Studium par force erfordert größere Mittel. Es ist sehr fraglich, ob das Ziel erreicht wird, und wenn dies selbst geschieht, ob es auch praktischen Nutzen gewährt. Fleiß und Energie können auch in jeder anderen Lebensstellung etwas vor sich bringen.

Herrn Dr. W. in K. Die Maler Bruno Pälheim und Ernst Zimmermann sind von der Münchener Akademie zu Königl. Professoren ernannt worden.

G. N. in K. Versmah unrein. Nicht zu verwenden.

Herrn R. F. Estancia d. A. Buenos-Aires. Es war uns recht interessant von dem äußersten Pionier des Westens für unsere Zeitschrift etwas zu hören. Wenn man auf einem so weltverlorenen Posten stand halten muß, wo im Jahre 1880 noch die Jagdgründe der gefährdeten Indianerhäuptlinge Ramancura und Pingen waren, mag es Ihnen wohl oft recht einsam vorkommen und gute Lectüre Ihre einzige Unterhaltung sein. Sie haben vollständig Recht, wenn Sie den Standpunkt einzelner verloblicher Zeitschriften als nur für „höhere Töchter“ bezeichnen. Ein älterer, vielfach in der Welt umhergereister Mann verlangt kräftige geistige Kost. Wir werden demüthig sein, Ihnen brieflich derartige zu empfehlen und raten Ihnen vorläufig, sich an die Buchhandlungen von Kolbe oder Jacobson & Co. in Buenos-Aires zu wenden und um ihre Kataloge zu ersuchen. Für Ihre freundliche Einladung in die Pampas von Buenos-Aires besten Dank, sollte einer unserer Mitarbeiter dorthin gelangen, wird er die Estancia d. A. nicht verfehlen.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Verantwortl. Redakteur: Jesko von Puttkamer in Dresden. — Verlag des Univerjum (E. Frieße) in Dresden.  
Druck von Megger & Wittig in Leipzig.

Brandenburgische  
Landes- u. Hochschullibliothek  
Potsdam